

aus  
politik  
und  
zeit  
geschichte

beilage  
zur  
wochen  
zeitung  
das parlament

Hans Joachim Schrimpf

Der Schriftsteller  
als öffentliche Person

Zur Krise der Wertmaßstäbe

Peter Kaupp

Lebenshilfe in Illustrierten  
und Regenbogenpresse?

B 6/74

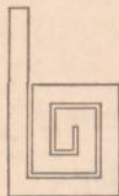
9. Februar 1974

Hans Joachim Schrimpf, Dr. phil., o. Professor der Neugermanistik und Direktor des Germanistischen Instituts der Ruhr-Universität Bochum; geb. 1927 in Mülheim a. d. Ruhr; Schüler von Benno von Wiese und Joachim Ritter. 1962/63 a. o. Professor für deutsche Literaturgeschichte an der Universität Münster; Mitbegründer der Ruhr-Universität; seit 1965 Direktor des Akademischen Auslandsamtes; Gastprofessuren und Vortragsreisen in den USA, Japan, Skandinavien, den Niederlanden, Großbritannien und der Republik Irland; 1968—1971 External Examiner der Chinese University of Hong Kong; 1969/70 Dekan der Abteilung für Philologie der Ruhr-Universität, 1970/71 Prodekan.

Veröffentlichungen u. a.: Hamburger Goethe-Ausgabe, 12. Bd. (Hrsg. 1953), 7. Aufl. 1973; Struktur und Metaphysik des sozialen Schauspiels bei Gerhart Hauptmann, 1963; Literatur und Gesellschaft (Hrsg.), 1963; Lessing und Brecht. Von der Aufklärung auf dem Theater, 1965; Goethes Begriff der Weltliteratur, 1968 (auch in japan. Übers.); K. Ph. Moritz: Andreas Hartknopf (Hrsg.), 1968; Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet. Zum politisch engagierten Theater im 20. Jahrhundert: Piscator, Brecht, Hochhuth, in: Untersuchungen zur Literatur als Geschichte. Festschrift für Benno von Wiese, hrsg. v. V. J. Günther, H. Koopmann, P. Pütz, H. J. Schrimpf, Berlin 1973.

Peter Kaupp, Dr. phil., geb. 1936 in Barcelona, 1964—1965 Fachredakteur im Verlag F. A. Brockhaus, 1966—1969 wiss. Assistent am Institut für Soziologie (Phil. Fakultät) der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, seit 1969 im Statistischen Bundesamt Referent für Öffentlichkeitsarbeit.

Veröffentlichungen u. a.: Toynbee und die Juden, 1967; Das Heiratsinserat im sozialen Wandel, 1968; Der Hochschulassistent und seine Probleme, 1969; Massenmedien und ‚Soraya-Presse‘, 1970; Die schlimmen Illustrierten, 1971; Soziologie. Texte und Kommentar, 1974; Information und Unterhaltung, 1974.



Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung,  
53 Bonn/Rhein, Berliner Freiheit 7.

Leitender Redakteur: Dr. Enno Bartels. Redaktionsmitglieder:  
Paul Lang, Dr. Gerd Renken, Dipl.-Sozialwirt Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, 55 Trier, Fleischstraße 61—65, Tel. 06 51/4 80 71, nimmt entgegen:

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, einschließlich Beilage zum Preise von DM 11,40 vierteljährlich (einschließlich DM 0,59 Mehrwertsteuer) bei Postzustellung;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 5,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

## Der Schriftsteller als öffentliche Person

## Zur Krise der Wertmaßstäbe

## I. Klassizität und ästhetische Autonomie

Die Bildungsgeschichte des deutschen Bürgertums ist in einem so starken Maße am Kunst- und Literaturverständnis der klassisch-romantischen Zeit orientiert und von ihm geprägt, daß dessen geschichtsmächtige Normen bis heute in Schule, Universität, Kulturbetrieb und im breiten Publikum, vielfach unbewußt, nachwirken und die Aufnahme und Beurteilung literarischer Werke beeinflussen. Obwohl bereits der wie die Klassiker in der humanistisch-kritischen Tradition des 18. Jahrhunderts stehende Heinrich Heine in scharfblickender Prognose vom unvermeidlichen und zeitbedingt notwendigen „Ende der Kunstperiode“ gesprochen hat, obwohl die geschichtliche und literarische Wirklichkeit längst mehrfach und folgenreich verändert ist und selbst die durch ihre Herkunft aus der klassisch-romantischen Zeit geprägte deutsche Literaturwissenschaft seit einigen Jahrzehnten immer deutlicher die zwangsläufige Relativierung der traditionellen Normen erkennen mußte, besteht in vielen Köpfen die Erwartung fort, ein Kunstwerk müsse so, oder — mit gewissen zugestandenen Abwandlungen — doch so ähnlich, gestaltet sein, wie es die Ästhetik und Poetik der Goethezeit vorgezeichnet haben<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die nachfolgenden Überlegungen wurden für einen im November 1973 vor dem „Freien Deutschen Hochstift“ in Frankfurt a. M. gehaltenen Vortrag konzipiert. Sie sind also unabhängig von dem in dieser Zeitschrift (B 51—52/73, S. 3—20) unter dem Titel „Der Schriftsteller und die Politik“ veröffentlichten Essay Benno von Wiese entstanden. Dennoch können sie auch als Weiterführung eines über 25 Jahre währenden Gesprächs mit meinem verehrten Lehrer gelesen werden, der die freie, sich keiner Indoktrination und keinem ideologischen Druck opportunistisch fügende Diskussion nicht nur stets gefördert, sondern in Satz und Gegensatz, Spruch und Widerspruch unablässig selbst stimuliert hat. Auch mein Widerspruch, der die Fragestellung auf die Thematik „Klassizität und Modernität“ und die „Krise der ästhetischen Wertmaßstäbe“ ausdehnt, steht noch in dieser Tradition der engagierten Liberalität, einer Tradition, die nicht minder ernst genommen werden darf als der offenbare Generationengegensatz.

Nur zögernd, aber gegenwärtig in wachsendem Maße, hat sich die Einsicht durchgesetzt, daß es keine übergeschichtlichen und absoluten Normen gibt und geben kann, nach denen eine literarische Werttheorie Maßstäbe setzt, um Produktionen verschiedener Epochen ver-

Peter Kaupp

Lebenshilfe in Illustrierten und Regenbogenpresse? ..... S. 21

bindlich zu qualifizieren<sup>2)</sup>. Alle Wertungskriterien sind bestimmten ästhetischen Systemen zugehörig, sind historisch gewachsen oder durch avantgardistische Oppositionsbewegungen durchgesetzt und von ihrer Zeit kultur-

<sup>2)</sup> So schrieb etwa H. E. Hass in seiner Untersuchung „Das Problem der literarischen Wertung“ (Studium Generale, 1959), daß der „Glaube an die Möglichkeit absolut gültiger, normhaft objektiver Maßstäbe der ästhetischen Wertung zweifellos schon lange erschüttert“, daß jedoch „eine mehr oder weniger dogmatische Grundvorstellung vom Wesen der Dichtung, und damit von der Absolutheit und Allgemeingültigkeit ihrer Wertbestimmung, ... auch den modernen Bestrebungen noch eigen“ sei (a a. O., S. 728 u. S. 736). Die Wertung literarischer Werke hat sich demgegenüber an der jeweiligen literarischen Situation, ihren verifizierbaren Intentionen und vor allem an dem sie wesentlich mitbestimmenden allgemeinen geschichtlichen und sozialen Kontext zu orientieren. Daß dabei die Beachtung der Wechselwirkung zwischen der literarischen Praxis und dem Erwartungshorizont des Rezipienten, d. h. des Lesers, Hörers oder Zuschauers, und seiner politischen, sozialen, intellektuellen und ökonomisch-materiellen Wirklichkeit unentbehrlich geworden ist, hat unlängst besonders H. R. Jauß mit seiner Forderung nach einer Überführung der traditionellen objektivistischen „Werkgeschichte“ in eine relationale „Rezeptionsgeschichte“ der Kunst und Literatur aufgezeigt (H. R. Jauß, Literaturgeschichte als Provokation, Frankfurt 1970); ähnlich besteht Harald Weinrich auf einer die Werkgeschichte korrigierenden „Literaturgeschichte des Lesers“. — Eine übersichtliche, historisch orientierte Darstellung des gegenwärtigen Standes der Diskussion jetzt durch J. Schulte-Sasse, Literarische Wertung, Stuttgart 1971 = Sammlung Metzler, M 98.

und sozialgeschichtlich bedingt. Als solche haben sie jeweils ihren zuordenbaren, relativen Erkenntniswert. Nicht aber in einer abstrakten sogenannten „Zeitlosigkeit“, sondern gerade in ihrer Bedingtheit, in ihrer der Vergänglichkeit anheimfallenden konkreten Zeitbezogenheit liegt ihre geschichtliche Potenz; ihre unmittelbare und dogmatische Übertragung auf andere, gesellschaftlich und kulturell prinzipiell anders orientierte Systeme gibt sie hingegen der Sterilität preis, macht sie illegitim und ist daher unzulässig.

Von den nachwirkenden Modellvorstellungen der klassisch-romantischen Ästhetik sollen im folgenden, als Hintergrund und in äußerster Verkürzung, die einflußreichsten genannt werden. Jeder wird darin in der einen oder anderen Form eigene Bildungserfahrungen wiedererkennen. Ein Kunstwerk hat danach eine lebendige, strukturell in sich gegliederte *Organisation* zu sein, ein naturalogener *Organismus*, eine *architektonische Komposition*, etwas Lebensechtes, Vollkommenes, „in sich selbst Vollendetes“, worin Geist und Sinnlichkeit zur Harmonie vereinigt sind. Es gestaltet die „Einheit im Mannigfaltigen“, durch welche die inneren Spannungen in einer höheren *Totalität* aufgehoben und versöhnt erscheinen. Die diesem ganzheitlichen Kunstbegriff zugrunde liegende ästhetische Autonomiekonzeption zielt auf die Gestaltung vollendeter Schönheit und Freiheit: Kosmos heißt „schöne Welt“, „geschmückte Welt“; und das Kunstwerk ist wie ein kleiner Kosmos für sich. Diese Autonomievorstellung besagt „innere Zweckmäßigkeit“, „Zweckmäßigkeit ohne Zweck“ (mit Kant zu reden), fordert das freie Spiel der Form, zweckfreie Unparteilichkeit, und erwartet vom Rezipienten eine ästhetisch genießende Distanz, „reines uninteressiertes Wohlgefallen“, wie es gleichfalls Kant formuliert hat.

Für dieses normensetzende und in Deutschland nachhaltig wirkende Kunstverständnis der ausgebildeten Hochklassik seien hier nur einige Belege angeführt, die insofern als repräsentativ gelten können, als sie nicht beläufige und isolierte Einzelstimmen wiedergeben, sondern eine in großer Ausführlichkeit und Breite vielfältig historisch dokumentierte Grundüberzeugung zusammenfassen. So schreibt etwa der engste Schiller-Freund jener Jahre, Christian Gottfried Körner, am 6. Dezember 1790 an den Dichter: „Das Objektive in aller Art von Kunst wird mir immer werter. In diesem scheint mir die wahre Klassizität enthalten zu sein ... Das Kunstwerk

soll durch sich selbst existieren, wie ein anderes organisches Wesen ... und hierdurch unterscheidet sich eben ein Aggregat von Elementen ... von einem organisierten Ganzen, wo Teil und Ganzes gegenseitig Mittel und Zweck sind, wie bei den organisierten Naturprodukten. Diese Einheit der Richtung bei der Mannigfaltigkeit der vorhandenen Kräfte, und diese Vervielfältigung des Lebens im einzelnen bei der möglichsten Harmonie des Ganzen unterscheidet Klassizität von Chaos und Leerheit: — dies ist mein neueres ästhetisches Glaubensbekenntnis.“ Karl Philipp Moritz, der Goethe-Freund der Italienischen Reise, faßt sein Bekenntnis zum Schönen und zur Kunst um die gleiche Zeit und unabhängig davon wie folgt zusammen: „In so fern nun aber jedes schöne Kunstwerk mehr oder weniger ein Abdruck des uns umgebenden großen Ganzen der Natur ist, muß es auch als *ein für sich bestehendes Ganze* von uns betrachtet werden, welches, wie die große Natur, *seinen Endzweck in sich selber hat*, und um sein selbst willen da ist“<sup>3)</sup>.

Schiller seinerseits hat in den „Ästhetischen Briefen“ die Kunst als ein freies Spiel aller menschlichen Kräfte gekennzeichnet, das sich nach eigenen Gesetzen von der an Interessen und Zwecke verklavenden Wirklichkeit rein ablöst und den Menschen erst zum unverkürzten Menschen macht: „Das Schöne soll nicht bloßes Leben und nicht bloße Gestalt, sondern *lebende Gestalt*, d. i. Schönheit sein ...“, die schöne Kunst aber wird „nur dadurch wahr ... , daß sie das Wirkliche ganz verläßt und rein ideell wird“<sup>4)</sup>. Und Wilhelm von Humboldt schreibt 1799 in seinen „Ästhetischen Versuchen“, daß der Künstler „in unserer Seele jede Erinnerung an die Wirklichkeit vertilgen“ solle. „Das Reich der Phantasie ist dem Reiche der Wirklichkeit durchaus entgegengesetzt“, und die „Darstellung der Natur durch die Einbildungskraft“ ... „muß eine Umwandlung der Natur enthalten; denn sie versetzt dieselbe in eine andre Sphäre“<sup>5)</sup>.

Der organische und zugleich architektonische Aspekt des klassischen Autonomieverständnisses der Kunst wird am deutlichsten bei Goethe. In Italien glaubt der Dichter dem Geheimnis der Naturorganisation und im Zusam-

<sup>3)</sup> K. Ph. Moritz, Schriften zur Ästhetik und Poetik, hrsg. v. H. J. Schrimpf, Tübingen 1962, S. 122.

<sup>4)</sup> Schillers Sämtliche Werke, Säkular-Ausgabe, 12. Bd., S. 59, u. 16. Bd., S. 121.

<sup>5)</sup> W. von Humboldt's Ästhetische Versuche, 1. Theil, Braunschweig 1799, S. 6, 9 und 18 f.

menhang damit auch dem Prinzip der Kunstorganisation auf die Spur gekommen zu sein. Von den für vorbildlich gehaltenen antiken Künstlern vermutet er, „daß sie nach eben den Gesetzen verfahren, nach welchen die Natur verfährt und denen ich auf der Spur bin“<sup>6)</sup>. Es ist die in dieser Zeit sich herausbildende Metamorphosenlehre, mit der Goethe auch ein neues Kunstverständnis vermitteln zu können glaubt. Er vertraut dem Freund Herder brieflich an, daß er „dem Geheimnis der Pflanzenerzeugung und -organisation ganz nahe“<sup>7)</sup> sei und überzeugt sich mehr und mehr davon, daß er mit dem Modell von der „Urpflanze“ den Schlüssel zu allem gefunden habe. Denn, wie es später im Laokoon-Aufsatz heißt: „Die höchsten Kunstwerke, die wir kennen, zeigen uns: *Lebendige, hochorganisierte Naturen*“<sup>8)</sup>.

Für den Künstler, der ein vollkommenes Werk hervorbringen will, bedeutet das: bauenden Kunstverstand und architektonische Komposition zur Gestaltung von etwas „*Geistig-Organischem*“<sup>9)</sup>. Goethe nennt es „Architektonik im

höchsten Sinne, diejenige ausübende Kraft, welche erschafft, bildet, konstituiert“<sup>10)</sup>. Und er weist alle außerkünstlerischen Wirkungsabsichten mit Nachdruck zurück: „Die Voll-

## INHALT

- I. Klassizität und ästhetische Autonomie
- II. Emanzipation und Öffentlichkeitsanspruch
- III. Das Ende der Kunstperiode — Heine und Brecht
- IV. Entfremdung zwischen „hoher Dichtung“ und „niederer Literatur“
- V. Literatur als wirkender Faktor — Von Keller bis Handke
- VI. Modernität — Die nicht mehr schöne Literatur

endung des Kunstwerks in sich selbst ist die ewige unerläßliche Forderung! Aristoteles, der das Vollkommenste vor sich hatte, soll an den Effekt gedacht haben! Welch ein Jammer!“<sup>11)</sup>

## II. Emanzipation und Öffentlichkeitsanspruch

Der hier knapp umrissene autonome Kunstbegriff, der in der Selbstzwecklichkeit des Kunstwerks und in der humanistischen Gleichsetzung des „Wahren, Guten und Schönen“ mit dem geforderten sogenannten „Allgemein-Menschlichen“ gipfelt, war am Ausgang des 18. Jahrhunderts das hart erkämpfte

Resultat eines Prozesses der Emanzipation von staatlicher, ständischer, politischer, religiöser und moralischer Bevormundung. Bei diesem Emanzipationsprozeß spielte das klassisch-antike Modell in einem christlich-feudalistischen Zeitalter eine befreiende Rolle, die für die Weimarer Klassiker und auch für die Anfänge der Frühromantiker gar nicht überschätzt werden kann. Denn „hier erscheint die Kunst vollkommen selbständig“, schreibt noch der 81jährige Goethe im Bewußtsein des Erkämpften im Brief an einen Freund (Beuth, 22. Febr. 1831), „indem sie sich sogar unabhängig erweist von dem, was den edlen Menschen das Höchste und Verehrungswürdigste bleibt, von der Sittlichkeit“.

Hegel hat im Rückblick 1802 in seiner Schrift „Die Verfassung Deutschlands“ die geschichtliche Situation, in die die Klassikergeneration hineingeboren wurde, wie folgt gekennzeichnet: „Die Organisation dieses Körpers, welche die deutsche Staatsverfassung heißt, hatte sich in einem ganz anderen Leben gebildet, als

<sup>6)</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 11, S. 168.

<sup>7)</sup> Ebd., S. 323.

<sup>8)</sup> Ebd., Bd. 12, S. 56. Die hier angesprochene Analogie zwischen Natur- und Kunstorganisation — die im übrigen für den Künstler das Gegenteil von Naturnachahmung, vielmehr „Wetteifern mit der Natur“ (Bd. 12, S. 42) nach eigenen Gesetzen besagen soll —, ist besonders eingehend begründet in Goethes naturwissenschaftlichen Schriften. In der späteren Vorrede zur „Metamorphose der Pflanzen“ heißt es an einer Stelle: „Je unvollkommener das Geschöpf ist, desto mehr sind die ... Teile einander gleich oder ähnlich, und desto mehr gleichen sie dem Ganzen. Je vollkommener das Geschöpf wird, desto unähnlicher werden die Teile einander. In jenem Falle ist das Ganze den Teilen mehr oder weniger gleich, in diesem das Ganze den Teilen unähnlich. Je ähnlicher die Teile einander sind, desto weniger sind sie einander subordiniert. Die Subordination der Teile deutet auf ein vollkommeneres Geschöpf“ (Bd. 13, S. 56).

<sup>9)</sup> A. a. O., Bd. 12, S. 42.

<sup>10)</sup> Weimarer Goethe-Ausgabe, I, Bd. 47, S. 326.

<sup>11)</sup> Brief an Zelter vom 23.—29. März 1827.

nachher und itzt in ihm wohnt ... (Jenes) Gebäude ... wird von dem Schicksal des itzigen Geschlechts nicht mehr getragen und steht ohne Anteil und Notwendigkeit für dessen Interesse und seine Tätigkeit isoliert von dem Geiste der Welt. Wenn diese Gesetze ihr altes Leben verloren haben, so hat sich *die itzige Lebendigkeit* nicht in Gesetze zu fassen gewußt; jede ist ihren eignen Weg gegangen, hat sich für sich festgesetzt, und das Ganze ist zerfallen, der Staat ist nicht mehr." <sup>12)</sup>

Mit diesem unaufgelösten Widerspruch war die Klassikergeneration bereits in ihrer Frühzeit konfrontiert; für die Durchsetzung der von allen Seiten politisch und sozial eingezwängten „itzigen Lebendigkeit“ hat sie sich engagiert. Sie hat nie den Zusammenhang mit Kants Definition und Postulat der Aufklärung verloren (1784), daß diese nämlich — und eben das besagt „Emanzipation“ oder zu deutsch: selbsttätige Inangriffnahme des Prozesses der Mündigwerdung — „der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit“ sei. Sie hat den Anspruch auf Öffentlichkeit und die soziale Mitverantwortung des Schriftstellers, trotz äußerster politischer und gesellschaftlicher Eingeschränktheit des bürgerlichen Intellektuellen, niemals preisgegeben, ja auf einer geistigen, in die Zukunft weisenden Führungsrolle für die Nation bestanden. Dieser Öffentlichkeitsanspruch steht im krassen Gegensatz zu der erzwungenen Resignation, wie sie sich später im 19. Jahrhundert etwa mit der entmutigten Frage in Mörikes „Maler Nolten“ bekundet: „Ist denn Kunst etwas anderes als ein Versuch, das zu ersetzen, was uns die Wirklichkeit versagt?“

Nicht nur hat Goethe, wie es Arnold Hirsch formulierte, im „Werther“ die Tragödie eines bürgerlichen Schicksals im feudalistischen Zeitalter <sup>13)</sup> gedichtet; und nicht nur wird man mit Recht, wie Georg Lukács, den Welt-erfolg des „Werther“ als einen „literarischen Sieg der Linie der bürgerlichen Revolution“ bezeichnen dürfen <sup>14)</sup>; auch im „Wilhelm Meister“ steht „das große Problem des bürgerlich-revolutionären Humanismus, das Problem der freien und allseitigen Entfaltung der

menschlichen Persönlichkeit“ an. Wilhelm Meisters Bekenntnis und Verlangen, „mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht“ <sup>15)</sup>, ist nicht nur der sehnsüchtige Wunschtraum eines gefühlvollen individuellen jungen Menschen, sondern in einer bestimmten geschichtlichen Situation der bestimmte öffentliche Anspruch eines unbefriedigten Bürgers auf allgemeine Geltung und selbständige, den Privatbereich sprengende Tätigkeit. Das Recht auf Freiheit und Gleichheit gegenüber dem Adel wird mit dem Argument vorgetragen, nicht länger vom öffentlichen Leben ausgeschlossen und auf die Sphäre des Privaten, des Arbeitens, Leistens und Habens beschränkt bleiben zu wollen. Der Bürger will nicht länger nur fragen: „was hast du?“ und: „was kannst du?“, sondern: „was bist du?“; er will „öffentliche Person“ <sup>16)</sup> werden und darin nicht länger hinter dem Adel zurückstehen.

Noch schärfer und fordernder aufgebeht hat im 18. Jahrhundert der bereits genannte Karl Philipp Moritz, Verfasser des „Anton Reiser“, dessen klassische Schönheitslehre vom „in sich selbst vollendeten“ Kunstwerk Goethe als „Fundament“ eigener, „nachher mehr entwickelter Denkart“ in die „Italienische Reise“ aufgenommen hat. Etwa gleichzeitig mit den zitierten Thesen seiner klassischen Ästhetik schrieb er die rebellischen Sätze: „Im Grunde war es das Gefühl *der durch bürgerliche Verhältnisse unterdrückten Menschheit*, das sich seiner hiebei bemächtigte, ... was hatte er vor seiner Geburt verbrochen, ... warum erhielt er gerade die Rolle des *Arbeitenden* und ein anderer des *Bezahlenden*?“ <sup>17)</sup> — „Ich stelle mich auf die unterste Stufe, worauf mich der Zufall versetzen konnte, und gebe keinen von meinen Ansprüchen auf die Rechte der Menschheit auf. Ich fordre so viel Freiheit und Muße, als nötig ist, über mich selbst, über meine Bestimmung, und meinen Wert als Mensch zu denken.“ — „Der listigere und verschlagner Teil der Menschen hat nennlich Mittel gefunden, dem ehrlichen und gutmütigern seine notwendigen Bedürfnisse auf gewisse Weise zu entreißen und abzuschneiden, um sie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu lassen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung seiner

<sup>12)</sup> Politische Schriften, hrsg. v. J. Habermas, Frankfurt a. M. 1966, S. 26 f.

<sup>13)</sup> Arnold Hirsch, Die Leiden des jungen Werther. Ein bürgerliches Schicksal im absolutistischen Staat, in: Etudes Germaniques 13, 1958, S. 229—250.

<sup>14)</sup> Georg Lukács, Die Leiden des jungen Werther (1936), in: G. L., Goethe und seine Zeit, Berlin 1953, S. 51 u. S. 45.

<sup>15)</sup> Goethes Werke, Hamburger Ausgabe, Bd. 7, S. 290.

<sup>16)</sup> Ebd., S. 291 u. S. 290.

<sup>17)</sup> K. Ph. Moritz, Anton Reiser, hrsg. v. W. Martens, Reclam-Stuttgart 1972, S. 366.

Geistes- und Körperkräfte *Verzicht* tut — und wie eine bloße Maschine durch die Gedanken eines andern seinen Arm ausstrecken ... läßt.“<sup>18)</sup>

Der junge Friedrich Schlegel hat sich um die Mitte der 90er Jahre des 18. Jahrhunderts am Vorabend einer „*ästhetischen Revolution*“<sup>19)</sup> gefühlt und diese Revolution zugleich als eine notwendige „*moralische Revolution*“ begriffen. Als erste überzeugende literarische Verwirklichung dieser umwälzenden Erneuerung begrüßte er Goethes klassischen Bildungsroman „*Wilhelm Meisters Lehrjahre*“. Im Bewußtsein einer großen, alles verändernden geschichtlichen Wende stellte er 1798 den „*Wilhelm Meister*“ neben Fichtes Revolutionierung der „*Wissenschaftslehre*“ (d. i. der Philosophie) und die Französische Revolution und nannte alle drei zusammen in seinem berühmten Athenäumsfragment 216 „*die größten Tendenzen des Zeitalters*“: „Wer an dieser Zusammenstellung Anstoß nimmt, wem keine Revolution wichtig scheinen kann, die nicht laut und materiell ist, der hat sich noch nicht auf den hohen weiten Standpunkt der Geschichte der Menschheit erhoben.“<sup>20)</sup> Ganz ähnlich konstatierte Heinrich Heine vierzig Jahre später zwischen der geistigen Umwälzung durch die Kantische Philosophie und der „*materiellen Revolution in Frankreich*“ den „*merkwürdigsten Parallelismus*“: „Auf beiden Seiten des Rheins sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradition wird alle Ehrfurcht aufgekündigt, wie hier in Frankreich jedes Recht, so muß dort in Deutschland jeder Gedanke sich justifyieren, und wie hier das Königtum, der Schlußstein der alten sozialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlußstein des geistigen alten Regimes.“<sup>21)</sup>

Eine der schwärmerischsten Verehrerinnen des klassisch-romantischen literarischen Deutschland, Vertreterin des *esprit nouveau*, die Französin Germaine de Staël, hat ihren Zeitgenossen in der napoleonischen Ära mit ihrem Buch „*De l'Allemagne*“ (1810) die Neuorientierung der deutschen Literatur und

Philosophie als progressive Bewegung entgegengehalten. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, welche Tendenz Mme. de Staël mit ihrem Engagement verfolgte. Denn es ist ein emanzipatorisch-politisches Engagement. „*Der gute Geschmack in der Literatur*“, so zitiert sie im 14. Kapitel des Buches, „*gleichet in gewisser Beziehung der Ordnung unter dem Despotismus: man muß prüfen, um welchen Preis man ihn erkaufte. In der Politik, sagte Herr Necker, bedarf es aller Freiheit, die mit der Ordnung verträglich ist. Ich möchte den Satz umkehren und sagen: In der Literatur bedarf es allen Geschmacks, der mit dem Genie verträglich ist, denn wenn das Wichtigste im Staate die Ruhe ist, so ist das Wichtigste in der Literatur gerade im Gegenteil das Interesse, die Bewegung, die innere Erregung, deren Feind der Geschmack oftmals ist.*“<sup>22)</sup> Es erscheint mir politisch wie literarisch gleichermaßen aufschlußreich für eine historische Beurteilung der Situation und des emanzipatorischen Stellenwerts der klassisch-romantischen Ästhetik, daß der erste Satz der zitierten Passage von der Zensur Napoleons gestrichen wurde, noch bevor das Verbot und die Beschlagnahme des Gesamtwerks durch Napoleon erfolgten.

Auch Schillers klassische Kunstphilosophie ist aus ihrem zeitbedingten politisch-aktuellen Zusammenhang nicht zu lösen. Bis zuletzt hat Schiller an dem öffentlichen Auftrag des Schriftstellers und dem aufklärenden gesamtgesellschaftlichen Anspruch von Kunst und Literatur festgehalten. Er ist auch niemals von den freiheitlich-revolutionären Ideen und dem politischen Ziel eines künftigen Vernunftstaates der Freiheit abgefallen, auf denen die Französische Revolution sich gründete. Er hat vielmehr seinerseits in der politischen Wirklichkeit der Schreckensherrschaft einen Abfall von diesen Ideen erblickt und einen geschichtlichen Rückschritt in die Barbarei. Darum beginnen die „*Ästhetischen Briefe*“ mit einer Kritik an dieser nach Schillers Auffassung regressiven schlechten Wirklichkeit der Revolution. Die nie aus den Augen verlorene politische Konzeption Schillers aber wird besonders deutlich in dem Brief an den Herzog von Augustenburg vom 13. Juli 1793 — einem der Briefe, denen die Schrift „*Über die ästhetische Erziehung des Menschen*“ ihre Entstehung verdankt: „*Wäre das Faktum wahr — wäre der außerordentliche Fall wirk-*

<sup>18)</sup> Schriften, a. a. O., (vgl. Anm. 3), S. 17 u. S. 30.

<sup>19)</sup> F. Schlegel, *Über das Studium der griechischen Poesie* (1795/96), hrsg. v. Paul Hankamer, Bad Godesberg 1947, S. 101 u. ö. Vgl. auch S. 93.

<sup>20)</sup> Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe, hrsg. v. E. Behler u. a., 2. Bd., S. 198.

<sup>21)</sup> Heines Werke in 15 Teilen, hrsg. v. H. Friedemann u. a., 2. Aufl. 1927, 9. Teil, S. 234 (Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, 1834).

<sup>22)</sup> Germaine de Staël, *Über Deutschland*, hrsg. v. Sigrid Metken, Reclam-Stuttgart 1963, S. 191 f.

lich eingetreten, daß die politische Gesetzgebung der Vernunft übertragen, der Mensch als Selbstzweck respektiert und behandelt, das Gesetz auf den Thron erhoben, und wahre Freiheit zur Grundlage des Staatsgebäudes gemacht worden, so wollte ich auf ewig von den Musen Abschied nehmen, und dem herrlichsten aller Kunstwerke, der Monarchie der Vernunft, alle meine Tätigkeit widmen. Aber dieses Faktum ist es eben, was ich zu bezweifeln wage.“

Schillers Konzept einer „ästhetischen Erziehung“ als Vorbereitung der politischen Befreiung in Richtung auf den Vernunftstaat der Freiheit hat sich trotz Desillusionierung nicht aus dem konkreten geschichtlich-öffentlichen Kontext gelöst und ins Persönlich-Private zurückgezogen. „Die wahre Kunst“, so schrieb er 1803 in seiner „Vorrede“ zur „Braut von Messina“, „hat es nicht bloß auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen; es ist ihr ernst damit, den Menschen nicht bloß in einen augenblicklichen Traum von Freiheit zu versetzen,

sondern ihn wirklich und in der Tat frei zu *machen*, und dieses dadurch, daß sie eine Kraft in ihm erweckt, übt und ausbildet, die sinnliche Welt . . . in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln und das Materielle durch Ideen zu beherrschen.“<sup>23)</sup>

Hinter den Hochklassikern stand stets, neben Kant, von allen dankbar als richtungweisender Neuerer und Vorbild des aufgeklärten kritischen Schriftstellers im Bewußtsein gegenwärtig gehalten, die Gestalt Lessings, dessen deutschen Autors, von dem noch Heinrich Heine in seiner sehr kritischen „Romantischen Schule“ 1833 sagte, „daß er in der ganzen Literaturgeschichte derjenige Schriftsteller“ sei, den er „am meisten liebe“: „In allen seinen Werken“, so kennzeichnet ihn Heine, „lebt dieselbe große soziale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war und deren Messias wir noch erwarten . . . Mehr als man ahnte war Lessing auch politisch bewegt.“<sup>24)</sup>

### III. Das Ende der Kunstperiode — Heine und Brecht

Damit sind wir nun aber auch schon bei dem bereits eingangs zitierten kritisch-prognostischen Wort Heines vom sogenannten „Ende der Kunstperiode“. Denn der im Vorhergehenden umrissene klassisch-romantische Kunstbegriff konnte ungeachtet seiner befreienden zeitgeschichtlichen Funktion aufgrund seiner eigenen Bedingtheit durch den historischen, politischen und sozialen Kontext keine absolute, übergeschichtlich verbindliche Norm begründen. Im Bildungsbürgertum des 19. Jahrhunderts und bis in unsere Gegenwart nachwirkend erscheint er jedoch, infolge ungeschichtlicher Dogmatisierung und Übertragung, aus seinem emanzipatorischen, prozeßhaften Zusammenhang gelöst und zu einem konservativen und abstrakten Kulturgut von klassischer Dignität erstarrt.

Heinrich Heine ist wohl derjenige deutsche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, der am frühesten und klarsten den natürlichen und geschichtlich notwendigen Tod einer literarischen Epoche erkannt und die unvermeidlichen Konsequenzen gefordert und gezogen hat, ohne doch den bedeutenden geschichtlichen Wert dieser zu Ende gegangenen Epoche selbst zu verkennen. Was er leidenschaftlich und mit schneidend satirischer Schärfe

bekämpfte, ist das epigonale und den Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit aufhaltende Festschreiben des Gewesenen, das sich dabei, in seinem wirklichkeitsfremden und gewaltsamen Fortdauern, in sein Gegenteil verkehrt.

Heine kritisiert den unverändert aufrechterhaltenen ästhetischen Autonomie-Anspruch der Kunst, der sie weiterhin als „eine unabhängige zweite Welt“ versteht, zwecklos „wie der Weltbau selbst“ und ohne Rücksicht und Bezug auf die Erfordernisse der „ersten wirklichen Welt“<sup>25)</sup>. 1831 — in der Rezension „Französische Maler“ — hat Heine seine Erkenntnis so formuliert: „Meine alte Prophezeiung vom *Ende der Kunstperiode*, die bei der Wiege Goethes anfang und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zugrunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime . . . wurzelt. Deshalb, wie alle welken Überreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der

<sup>23)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 4), 16. Bd., S. 120.

<sup>24)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 21), 9. Teil, S. 41 f. (Die Romantische Schule, 1833).

<sup>25)</sup> Ebd., 9. Teil, S. 59 f. u. S. 58.



Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich...". Heine fordert eine neue Kunst, die sich nicht „mit kümmerlicher Privatbegeisterung“ von der „Politik des Tages“ trennt, sich nicht „hermetisch“ verschließt „gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit“, und wo der Dichter nicht klagt über den „Untergang seines Talents, sondern über den Untergang der Freiheit“<sup>26)</sup>.

Was Heine unter der „Kunstperiode“ versteht, läßt sich am besten aus dem Text entnehmen, in welchem er die These vom „Ende der Kunstperiode“ zum erstenmal formuliert hat: an entlegener Stelle, in einer Buchbesprechung aus dem Jahre 1828. Er stellt hier die im gleichen Jahr erschienene Schrift von Wolfgang Menzel, „Die deutsche Literatur“, Friedrich Schlegels „Vorlesungen über Literatur“ vergleichend gegenüber und rühmt Menzels Buch, weil es eine Literaturkritik unter dem Gesichtspunkt der neuen Zeit, der Moderne, bietet. Aber er rühmt es nicht auf Kosten Friedrich Schlegels. Er stellt vielmehr heraus, daß beide Darstellungen einander nicht nachstehen in der Großartigkeit der Auffassung, der intellektuellen Kraft und auch der des Irrtums. Doch ist eben, unter der Vergangenheitsperspektive mit Recht, in Schlegels Werk „die Idee der Kunst noch immer der herrschende Mittelpunkt“, wie eben in jener beschriebenen „ganzen Literaturperiode“ selbst, während Menzel aus der Perspektive der Gegenwart und ihren konkreten politischen und materiellen Interessen heraus schreibt und urteilt: „In dem Schlegelschen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesamte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Dezennien und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen“; bei Menzel dagegen treten „die Interessen der Zeit... auf und halten ihre Monologie, ... der Mittelpunkt des Menzelschen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das *Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen*“<sup>27)</sup>.

Zustimmend zitiert Heine, zur Herausarbeitung der Gesamtkonzeption, lange Passagen des Menzelschen Buches. So etwa die folgenden: „Es gibt nur zwei Prinzipien oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die *Parteien* sich gelagert und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung... im allgemeinen... muß der subtilste Kritiker so gut wie

das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen *Liberalismus* und *Servilismus*, *Republikanismus* und *Autokratie*. Welches auch die Nuancen sein mögen, ... diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends... Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert... Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in den Vornehmen und in der rohen Masse findet... Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten... Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht.“<sup>28)</sup>

<sup>26)</sup> Ebd., 11. Teil, S. 252 ff. — Es ist durchaus nicht einzusehen, warum Benno von Wiese — mit Recht auf der Wahrung von „Freiräumen“ bestehend (vgl. Anm. 59) — sich so arglos dem Verdacht aussetzen bereit ist, zu den „Rechtsintellektuellen“ gezählt zu werden (a. a. O., vgl. Anm. 1, S. 9). Denn abgesehen davon, daß die Begriffe „links“ und „rechts“ — den Linksextremismus und den Rechtsextremismus sogar nicht ausgenommen — schon lange zu nichtssagenden Floskeln geworden sind (wir kennen die Praxis des „Linksfaschismus“ ebenso gut wie die des „Rechtsozialismus“), so verliert seine Warnung vor der „linken“ Indoktrinierung (a. a. O., S. 5) in dem Maße an Überzeugungskraft, als die Gefahr der „rechten“ Indoktrinierung weniger bewußt gemacht wird. Es erscheint auch allzu verharmlosend und einen komplizierten Zusammenhang vereinfachend, vom „Zusammenbruch des fatalen Bündnisses von Konservatismus und Rechtsradikalismus“ (a. a. O., S. 10) zu sprechen. Dieses Bündnis ist nicht „zusammengebrochen“, sondern von außen zerschlagen worden; und es ist ebensowenig wie ein Schicksalsschlag oder eine zufällige Naturkatastrophe auf uns niedergegangen. Die ideologegeschichtliche Logik der Zusammenhänge ist inzwischen sehr viel präziser analysiert worden. — Z. B. schrieb der damals konservative, „rechtsintellektuelle“ Dichter Rudolf G. Binding — nachweislich niemals ein Nationalsozialist — im Mai 1933 in einem offenen Brief an den damals „linksintellektuellen“ Weltbürger Romain Rolland: „Vor diesem Geschehen, wie wir es an uns erfuhren, — und ich bin völlig unverdächtig, denn ich habe der Bewegung nie angehört —, vor dieser Einung aus der Kraft, *Deutschland zu wollen*, verstummt alles.

<sup>26)</sup> Ebd., 11. Teil, S. 51.

<sup>27)</sup> Ebd., 11. Teil, S. 248 f.

Mit großer Entschiedenheit aber weist Heine, der Menzel bis hierhin uneingeschränkt zustimmt, das einseitige Lob Schillers auf Kosten des geschmähten Goethe zurück, obwohl dieser ja auch ihm selbst der eigentliche Repräsentant der vergehenden „Kunstperiode“ ist. Doch Heine macht es ganz klar, daß er nicht gegen Goethe und die Kunstperiode als solche polemisiert, sondern gegen „das zivilisierte Goethentum“, gegen die reaktionäre und unproduktive Verlängerung des Gewesenen, „das notwendigerweise zusammensinkt“, in die Zukunft hinein, gegen die verschleppte Kunstperiode also. Und er polemisiert dagegen, daß sich der späte Goethe diese spießig-degenerierte, restaurative Nachfolge wohlwollend-fördernd gefallen läßt und ihr somit Vorschub leistet. „Wir können nicht umhin“, schreibt Heine mit sarkastischer Emphase, „ausdrücklich zu bemerken, daß wir unter „Goethentum“ nicht Goethes Werke verstehen . . . ; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethesche Denkweise, diese Blume, die im Miste unserer Zeit immer blühender gedeihen wird, und sollte auch ein glühendes Enthusiastenherz sich über ihre kalte Behaglichkeit noch so sehr ärgern; mit dem Worte „Goethentum“ deuteten wir oben vielmehr auf Goethesche Formen, wie wir sie bei der blöden Jüngerschar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepen jener Weisen, die der Alte gepfiffen.“<sup>29)</sup> Soviel zum Heineschen, in engagierter Partei-

Deutschland — dieses Deutschland — ist geboren worden aus der wütenden Sehnsucht, aus der inneren Besessenheit, aus den blutigen Wehen, Deutschland zu wollen: um jeden Preis, um den Preis jedes Untergangs. Davor versinkt jede Anklage. Wir verleugnen nichts, noch verleugnen unsere Führer — die Sie nennen (obgleich die Bewegung nur noch den einen so nennt) — irgendetwas, was Sie aufzählen. Wir verleugnen nicht ‚die eigenen Erklärungen, die Aufreizungen zu Gewalt‘ (wie Sie es verstehen), ‚die Verkündigungen des Rassismus (racisme), der andere Rassen, wie die Juden, verletzen muß; die Autodafes der Gedanken, die kindlichen Scheiterhaufen von Büchern, die freche Eindringung‘ (wie Sie meinen) ‚der Politik in die Akademien und Universitäten‘ — wir leugnen nicht Auswanderungen und Verfemungen. Aber alles das, so furchtbar es aussehn und so entscheidend es den einzelnen oder viele treffen mag, sind *Randerscheinungen*, die die eigentliche Souveränität, den Kern, die *Wahrheit* des Geschehens gar nicht mehr anrühren.“ (Sechs Bekenntnisse zum neuen Deutschland, Hamburg 1933, S. 8 f. u. S. 17 f.). Man versäume jedoch nicht, diese Argumentation zugleich auch sorgfältig spiegelverkehrt, von der linksextremistischen Theorie und Praxis her zu lesen, um sich vor Blindheit gegenüber verkehrten Fronten zu schützen.

<sup>29)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 21), 11. Teil, S. 257 f.

nahme für die Moderne und für die Zukunft ausgesprochenen Dekret über das „Ende der Kunstperiode“.

Die völlige Pervertierung des klassisch-romantischen Kunstideals im kulinarischen Konsum des ästhetisch-unverbindlich und als Religionsersatz mit Ergriffenheit und Andacht genossenen Kunstwerks parodiert mit dem Blick auf unser Jahrhundert Bertold Brecht. Er vergleicht die Wirkung des spätbürgerlich vermittelten Klassikers auf den konsumierenden Rezipienten mit einem magisch-entrückenden Vorgang, in welchem dieser Rezipient „eine widerspruchsvolle Welt mit einer harmonischen vertauschen“ will, „eine nicht besonders gekannte mit einer träumbaren“<sup>30)</sup> Die Zuschauer im bildungsbürgerlichen Theater genießen wie in einem illusionsverklärten Rauschzustand und scheinen wie in Trance versetzte Alpträumer auf dem Rücken zu liegen: „Sie haben freilich ihre Augen offen, aber sie schauen nicht, sie stieren, wie sie auch nicht hören, sondern lauschen. Sie sehen wie gebannt auf die Bühne, welcher Ausdruck aus dem Mittelalter stammt, der Zeit der Hexen und Kleriker. Schauen und Hören sind Tätigkeiten, mitunter vergnügliche, aber diese Leute scheinen von jeder Tätigkeit entbunden und wie solche, mit denen etwas gemacht wird.“<sup>31)</sup>

Brecht nennt das an anderer Stelle „Einschüchterung durch die Klassizität“. Er tritt die Auffassung, daß solche ästhetisch-narkotisierende Vermittlung „eine Tradition der Schädigung der klassischen Werke“ ist und daß „dabei die ursprüngliche Frische der klassischen Werke, *ihr damals Überraschendes, Neues, Produktives, das ein Hauptmerkmal dieser Werke ist*“, verloren geht: „Wenn wir uns einschüchtern lassen durch eine falsche, oberflächliche, dekadente, spießige Auffassung von der Klassizität, werden wir niemals zu lebendigen, menschlichen Darstellungen der großen Werke kommen. Der echte Respekt . . . fordert es, daß wir den . . . falschen Respekt entlarven.“<sup>32)</sup> Brecht hätte sich in diesem Punkte durchaus auf die Klassiker selbst, z. B. auf Schiller, berufen können, der den pervertierten, sich in passiver Hingabe selbst entmündigenden Kunstgenuß — hier des bürgerlichen Publikums der ver-

<sup>30)</sup> Berthold Brecht, Schriften zum Theater, zus.gest. v. Siegfried Unseld, Berlin u. Frankfurt a. M. 1957, S. 144.

<sup>31)</sup> Ebd., S. 142 f.

<sup>32)</sup> Ebd., S. 124 u. S. 127.

schleppten Empfindsamkeit am Ausgang des 18. Jahrhunderts — bereits kennt und 1793 in der Schrift „Über das Pathetische“ mit ganz ähnlichen Worten bloßstellt: „Ein bis ins Tierische gehender Ausdruck der Sinnlichkeit erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Augen schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde . . . , der Atem ist schnell und schwach, kurz alle Symptome der Berauschung stellen sich ein: zum deutlichen Beweise, daß . . . das Prinzip der Freiheit im Menschen der Gewalt des sinnlichen Eindrucks zum Raube wird . . . , mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.“<sup>33)</sup> Schiller

macht es demgegenüber dem Dichter zur Pflicht, seinen Gegenstand „in eine objektive Ferne zu rücken“, „sich selbst fremd zu werden, den Gegenstand seiner Begeisterung von seiner Individualität los zu wickeln, seine Leidenschaft aus einer mildernden Ferne anzuschauen“<sup>34)</sup>. Und „das Gemüt des Zuschauers soll“, wie Schiller in der Vorrede zur „Braut von Messina“ schrieb, „auch in der heftigsten Passion seine Freiheit behalten; es soll kein Raub der Eindrücke sein, sondern sich immer klar und heiter von den Rührungen scheiden, die es erleidet“<sup>35)</sup>.

#### IV. Entfremdung zwischen „hoher Dichtung“ und „niederer Dichtung“

Eine Folge der klassisch-romantischen Ästhetik und Poetik — auch dies schon ein Aspekt der Heineschen Kritik an der Lebensferne einer Kunstauffassung, die die Zweck- und Gebrauchsformen des literarischen Tagesgeschehens mit seinen politischen und sozialen Implikationen (Journalistik und politische Publizistik etwa) mißachtet — war die rigoristische Aufspaltung der Literatur in eine hohe Kunstliteratur, die Dichtung, einerseits und eine niedere Gebrauchsliteratur andererseits. Aus der Zeitsituation der „Kunstperiode“ heraus ist sie durchaus erklärbar und verständlich als Ausdruck einer literaturpolitischen Polemik gegen die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts sich erfolgreich ausbreitende Trivalliteratur<sup>36)</sup> der im Gewesenen und Bestehenden verharrenden Sentimentalität. Im 19. Jahrhundert dagegen konnte diese Aufspaltung als epigonale Verlängerung der überlebten Kunstperiode nur schädliche Auswirkungen haben. Sie ist im übrigen ein spezifisch deutsches Phänomen, das in dieser Form keine Parallele in der europäischen, z. B. der angelsächsischen oder französischen Literatur hat. Nicht zuletzt hier zeigt sich, wie sehr Heine mit seiner Kritik im europäischen Maßstab auf der Höhe der Zeit stand.

Die erwähnte antithetische Trennung hat in Deutschland besonders im Verlauf des 19. und bis ins 20. Jahrhundert hinein sehr nach-

teilige und verarmende Folgen gehabt. Im bewußt oder unbewußt wirkenden Wertverständnis hat das zu einer falschen, wirklichkeitsfremden Alternative geführt. Auf der einen Seite stand dann die „hohe“ Literatur und Kunst, auf der anderen verblieben alle übrigen, unterschiedliche Zielsetzungen anstrebenden Formen des Schrifttums als „niedrige“ und minderwertige Literatur, für die sich rasch das Prädikat „wertlos“ einstellt. Die Kunst der hochwertigen Literatur wurde gegen Unkunst oder Nichtkunst gestellt, worunter schließlich simplifizierend und pauschal alles zusammengefaßt erschien, was nicht der absolut gesetzten höchsten ästhetischen Norm und dem „Wesen der Dichtung“ entsprach: jede Zweckliteratur, gehobene und mittlere Unterhaltungsliteratur, Tendenzliteratur, Mischformen, Trivalliteratur, Kitsch, Schund und Schmutz.

Der Dichter des hohen Ranges rückte in die Nähe des Propheten, Heiligen, Sehers, Führers, sakralen Bewahrers der höchsten Güter der Nation und der Menschheit (gemeinhin metaphysisch, religiös oder mythisch legitimiert), die übrigen Schriftsteller wurden als bloße „Tages-Skribenten“ verbannt in die unteren Regionen der platten Empirie, nicht selten als Volksverderber. Wie es der dänische Literaturhistoriker Erik Lunding vor einigen Jahren formulierte: das Kunstwerk wurde seiner historischen Bedingtheit enthoben und wuchs „in seiner azurnen Einsamkeit . . . ins Monumentale, ins Mythische, ja ins Zeitlose“<sup>37)</sup>. Allzusehr ist seitdem und noch bis

<sup>33)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 4), 11. Bd., S. 250 f.

<sup>34)</sup> Ebd., 16. Bd., S. 120 u. S. 239 f.

<sup>35)</sup> Ebd., 16. Bd., S. 126.

<sup>36)</sup> Vgl. hierzu die Diss. von Jochen Schulte-Sasse, Die Kritik an der Trivalliteratur seit der Aufklärung (Bochum 1968), München 1971.

<sup>37)</sup> E. Lunding, Absolutismus oder Relativismus? Zur Wertfrage, in: Orbis Litterarum, 1966, S. 79.

heute das Geschmacksurteil in Deutschland — von den damit verquickten politischen und ideologischen Interessen ganz zu schweigen — durch die rigorose Alternative hoch oder niedrig, oben oder unten, geistig oder sinnlich, groß oder klein, erhaben oder gemein mitbestimmt.

Der gekennzeichnete, geschichtlich bedingte und einmal literaturpolitisch aktuell gewesene Dualismus von hoher und niedriger Literatur hat dazu geführt, daß wir uns in Deutschland entweder ganz oben oder ganz unten im literarischen Geschmack bewegen — eine Entwicklung, zu deren bedenklichen Auswirkungen u. a. übrigens auch die Isolierung von der sonstigen europäischen Geschmacksbildung gehört. Auf der einen Seite streben Dichter und gebildete Rezipienten nach höchster Kunst, und die, welche hohe Kunst machen oder genießen, blicken mit Verachtung auf die Niederungen der Unterhaltungs- und Zweckliteratur hinab, was zur Folge hat, daß die „hohe Dichtung“ auf die Dauer kein breiteres Publikum gewinnt. Auf der anderen Seite bleibt dadurch die Gebrauchs- und Unterhaltungsliteratur sich selbst überlassen, wird primitiver und droht sprachlich und intellektuell völlig zu verwahrlosen, gewinnt aber trotzdem einen breiten und zunehmenden Leserkreis. In den anderen europäischen Ländern gibt es dazwischen etwas, das größten Respekt genießt, nämlich die gepflegte, kultivierte, intelligente, sich oft auf einem hohen sprachlichen und psychologischen Niveau bewegende Unterhaltungsliteratur mit ausgedehntem, alle Gesellschaftsschichten miteinschließenden Leserpublikum.

Der absolut gefaßte Gegensatz „hohe Kunst“ — „minderwertige Literatur“ ist arrogant, abstrakt und falsch, der Sache und der literarischen Realität unangemessen und schädlich in seinen Auswirkungen. Zwischen den Extre-

men liegt hingegen die vielfältig abgestufte Wirklichkeit. An die Stelle des dualistischen Denkens und Qualitätsbewußtseins muß mit realistischer Neuorientierung ein gradualistisches treten. Der genannte Germanist Erik Lunding hat das überzeugend ausgesprochen und Konsequenzen gefordert: „Auf der unendlichen Stufenleiter zwischen maximalem und minimalem künstlerischen Wert findet natürlich kein überraschender Sprung statt“<sup>38)</sup>.

Ein Plädoyer für die seit langem zu Unrecht geringgeschätzten und vernachlässigten literarischen „Zweckformen“, verbunden mit einer Kritik an der heiligen Kuh der klassisch-romantischen Poetik, der Trinität von Lyrik, Epik und Dramatik, hat vor einigen Jahren der Münchner Literaturwissenschaftler Friedrich Sengle vorgetragen. Als solche „Zweckformen“ haben alle literarischen Produktionen zu gelten, die nicht in dem klassischen Kanon von Lyrik, Epik und Dramatik aufgehen: also auch die unterschiedlichsten Formen von sogenannter Tendenzliteratur, Gebrauchsliteratur, Trivilliteratur, Tatsachen- und Augenzeugenberichte, Flugblätter, Dokumentationen, politische Pamphlete, Didaktik jeder Art und die vielfältigen Darbietungsarten der Publizistik, der wissenschaftlichen und kritischen Literatur. „Die ganze große Welt der literarischen Zweckformen soll rehabilitiert werden!“, schreibt Sengle und argumentiert so: „Die Liberalisierung der literarischen Formenlehre in Deutschland wäre also zugleich eine Annäherung an die allgemeine europäische Literaturtradition, oder besser eine Rückkehr zu ihr... Sie widerspricht der Arroganz des Poeten, des erhabenen Dichters, so wie sie bei uns von Klopstock bis Stefan George und Mombert festzustellen ist. Sie widerspricht dem ästhetischen Absolutismus, dem dichterischen Führer-, Propheten- und Religionsstiftungsprinzip“<sup>39)</sup>.

## V. Literatur als wirkender Faktor — Von Keller bis Handke

Trotz aller bewußten oder unreflektierten Abhängigkeit vom traditionellen Kunstbegriff und seinen Wertungskriterien hat die neuere Literaturwissenschaft immer deutlicher erkannt, daß angesichts der geschichtlichen Situation, der gewandelten gesellschaftlichen Verhältnisse und der veränderten literarischen Wirklichkeit den modernen Autoren, ihren Werken und ihrem Selbstverständnis,

mit den konventionellen Kategorien nicht beizukommen ist. Die Gestaltung des „Wahren, Guten und Schönen“ im ästhetisch in sich selbst vollendeten Kunstwerk steht von vornherein unter Ideologieverdacht. Mit marxistischem Vorzeichen hat das Brecht 1937 so aus-

<sup>38)</sup> Ebd., S. 86.

<sup>39)</sup> F. Sengle, Die literarische Formenlehre, Stuttgart 1967, S. 13 ff.

gedruckt: „Das bürgerliche Theater arbeitet an seinen Gegenständen das Zeitlose heraus. Die Darstellung des Menschen hält sich an das sogenannte Ewig-Menschliche.“<sup>40)</sup> Und Brecht begründete dies an anderer Stelle mit dem Argument des bürgerlichen Klasseninteresses: „Die herrschende Ästhetik verlangt vom Kunstwerk, indem sie eine unmittelbare Wirkung verlangt, auch eine alle sozialen und sonstigen Unterschiede der Individuen überbrückende Wirkung. Eine solche, die Klassengegensätze“ — auf der Basis des „allgemein Menschlichen“ — „überbrückende Wirkung wird ... auch heute noch erzielt, obwohl die Klassenunterschiede den Individuen immer mehr bewußt werden“<sup>41)</sup>.

Zeitgenössische Schriftsteller tendieren dazu, die klassischen Werte der „Versöhnung“ von Geist und Sinnlichkeit, der Harmonisierung widerstreitender Kräfte und innerer Spannungen in einer höheren Totalität, die ästhetische und weltanschauliche Vermittlung von Gegensätzen und Widersprüchen der Wirklichkeit und die Gestaltung des „Allgemein-Menschlichen“ zum übergeschichtlichen Ideal des „selig in sich selbst“ ruhenden Kunstwerks ihrerseits als Unwerte, als Verschleierungsfiktion epigonaler, eskapistischer und kitschiger Literatur der Gegenwart zu kompromittieren<sup>42)</sup>.

Daß auch für die klassische Dichtung wie für alle literarische Überlieferung und ihre historische Darstellung eine rein ästhetische Deutung nicht ausreicht, ist heute eine sich immer mehr durchsetzende Auffassung. Kunst entsteht nicht nur aus Kunst und gegen Kunst, Literatur nicht nur aus Literatur und gegen Literatur in eingleisigen literarischen oder künstlerischen Formenreihen sich geschichtlich entfaltender ästhetischer Immanenz.

Aber Literatur entspringt ebensowenig als direkte und unmittelbare Folge aus den jeweils

<sup>40)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 30), S. 85.

<sup>41)</sup> Ebd., S. 59.

<sup>42)</sup> Die Forschungsgruppe „Poetik und Hermeneutik“ hat 1968 einen Sammelband aufgezeichneter Vorträge und Diskussionen unter dem Titel „Die nicht mehr schönen Künste“ herausgegeben, in dessen Vorwort es heißt, seine Beiträge widmeten sich „einem gegenwartsbezogenen Problem der kunstphilosophischen und literaturwissenschaftlichen Diskussion. Die Auseinandersetzung mit Erscheinungen der zeitgenössischen Kunst und der Versuch, ihr mit ästhetischen, anthropologischen, soziologischen oder hermeneutischen Kategorien eine theoretische Grundlage zu geben, geraten immer wieder in das keineswegs nur begriffliche Dilemma einer ‚Ästhetik des Unästhetischen‘“ (München 1968, S. 11).

gegebenen und sich ändernden sozial-ökonomischen Situationen in einem einfachen Kausalverhältnis. Sie entfaltet sich vielmehr in einem sehr verwickelten Prozeß wechselseitiger Beeinflussung und vielfältig gebrochener Vermittlung von historisch-materiellen Verhältnissen einerseits und eigengesetzlichen Wandlungen und Fortwirkungen der literarischen Formen andererseits. Literatur ist nicht nur Abbild und Dokument, sondern zugleich wirkender Faktor, durch Vermittlung ästhetischer Erfahrung Bewußtsein bildende, erweiternde und verändernde Kraft. Wenn das aber so ist, kann keine auf Veränderung abzielende Literatur als „fortschrittlich“ bezeichnet werden, die das Bewußtsein beschränkter macht, statt es zu erweitern. Ein gleiches gilt auch für die Literaturwissenschaft.

Für die *sowohl* außerkünstlerische *wie* eigengesetzliche Bedingtheit des Wandels literarischer Formen und Wertmaßstäbe möchte ich hier ein Beispiel anführen, das mehr als hundert Jahre übergreift und bis in unsere nächste Gegenwart reicht. Das entscheidende Ereignis, das dem Produktionseinsatz von Gottfried Kellers realistischer Schreibweise im „Grünen Heinrich“ und in der Novellensammlung „Die Leute von Seldwyla“ unmittelbar vorherging, war die Begegnung mit dem atheistisch-materialistischen Diesseitsphilosophen Ludwig Feuerbach im Winter 1848/49 in Heidelberg, Keller schrieb gleich darauf an seinen Freund Wilhelm Baumgartner (28. Januar 1849): „Ich werde tabula rasa machen ... mit allen meinen bisherigen religiösen Vorstellungen, bis ich auf dem Feuerbachschen Niveau bin. Die Welt ist eine Republik, sagt er, und erträgt weder einen absoluten, noch einen konstitutionellen Gott... Für mich ist die Hauptfrage die: wird die Welt, wird das Leben prosaischer und gemeiner nach Feuerbach? Bis jetzt muß ich des bestimmtesten antworten: nein! im Gegenteil, es wird alles klarer, strenger, aber auch glühender und sinnlicher.“

Es ist die gleiche Zeit um die Jahrhundertmitte, in der Theodor Fontane in einem Aufsatz „Unsere lyrische und epische Poesie seit 1848“ aus dem Jahre 1853 den neuen Realismus in der Literatur als eine geschichtliche „Interessenvertretung“ bezeichnete und seine Auffassung wie folgt begründete: „Was unsere Zeit nach allen Seiten hin charakterisiert“, schrieb er, „das ist ihr *Realismus*. Die Ärzte verwerfen alle Schlüsse und Kombinationen, sie wollen Erfahrungen; die Politiker (aller Parteien) richten ihr Auge auf das wirkliche

Bedürfnis und verschließen ihre Vortrefflichkeitsschablonen ins Pult; ... vor allem aber sind es die materiellen Fragen, nebst jenen tausend Versuchen zur Lösung des sozialen Rätsels, welche so entschieden in den Vordergrund treten, daß kein Zweifel bleibt: die Welt ist des Spekulierens müde ... Der Realismus ... will das Wahre. Er schließt nichts aus als die Lüge, das Forcierte, das Nebelhafte, das Abgestorbene“<sup>43)</sup>.

1856 veröffentlichte Keller den ersten Band seiner „Leute von Seldwyla“. In der Eingangs-Novelle dieses Zyklus, die auch die am frühesten entstandene ist und in welche zugleich die meisten autobiographischen Fakten aus dem Leben Kellers eingebracht sind, in „Pankraz der Schmoller“, hat der Held der Erzählung das seit dem 18. Jahrhundert in Deutschland obligate Bildungserlebnis der Shakespeare-Lektüre. Pankraz berichtet davon, jedoch mit den die veränderte Lage kennzeichnenden Worten: „Dieser verführerische falsche Prophet führte mich schön in die Patsche. Er schildert nämlich die Welt nach allen Seiten hin durchaus einzig und wahr wie sie ist, aber nur wie sie es in den ganzen Menschen ist, welche im Guten und im Schlechten das Metier ihres Daseins ... vollständig und charakteristisch betreiben ...“, (und führt dadurch, daß er) „die Welt des Ganzen und Gelungenen in seiner Art ... beherrscht, ... gute Köpfe in die Irre ...“, wenn sie in der Welt dies wesentliche Leben zu sehen und wiederzufinden glauben. Ach, es ist schon in der Welt, aber nur niemals da, wo wir eben sind, oder dann, wann wir leben.“<sup>44)</sup>

Hier wird im Medium des realistischen Humors, der das Unzulängliche des idealistischen Anspruchs aufdeckt, nicht die klassisch-romantische Kunst der Ganzheit und Vollendung denunziert, vielmehr aus historischer Distanz kritisch relativiert, und es kommt in veränderter Situation zum Ausdruck, daß das Vertrauen erschüttert ist, von dort aus die Kluft zwischen dem Schönen und Vollkommenen und der höchst unvollkommenen gegenwärtigen Realität noch schließen zu können. In der Novelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ aus dem gleichen Band der Seldwyla-Geschichten hat Keller aufgrund einer abfälligen Pressenotiz über den Selbstmord zweier sogenannter

verwahrloster Jugendlicher Romeo und Julia vom erhabenen Gipfel der Klassiker- und Romantikerdichtung heruntergeholt in die Niederungen der banalen Zeitungsmeldungen und des dörflichen Milieus der kleinen Leute.

Der Gegenwartsautor Peter Handke veröffentlichte 1972 seinen autobiographisch inspirierten psychologischen Reiseroman „Der kurze Brief zum langen Abschied“. Jeder der beiden Teile dieser zeitgenössischen Erzählung ist mit einem Zitat des bereits genannten Aufklärungs-Autors Karl Philipp Moritz als Motto überschrieben, und zwar aus dessen schonungslos sozial- und selbstkritischer Autobiographie „Anton Reiser“, dem ersten deutschen „psychologischen Roman“, den Heinrich Heine „eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit“<sup>45)</sup> genannt hat. Peter Handkes introspektive, selbstanalytische Erzählung gibt in der Form des Berichts über eine Reise quer durch die Vereinigten Staaten Rechenschaft von den psychischen Erfahrungen eines nicht mehr ganz jungen Mannes, der — auf der Suche nach seiner verlorenen Identität — auszog, um jeden Preis anders zu werden als er war. Dabei führt der Ich-Erzähler als Reiselektüre Kellers „Grünen Heinrich“ mit sich, in den er sich bei jeder möglichen Gelegenheit vertieft, um sich selbst darin kritisch zu spiegeln.

Unter dem Gesichtspunkt der historischen Relativierung, die uns hier beschäftigt, ist es höchst aufschlußreich, diese moderne Keller-Rezeption vergleichend neben die Kellersche Shakespeare-Rezeption zu halten, d. h. also das Verhältnis des zeitgenössischen Schriftstellers Handke zum poetischen Realismus und seiner Bildungsvorstellung neben das des bürgerlichen Realisten Keller zur klassisch-romantischen Ganzheits-Kunst. „Ich weiß“, sagt Handkes Ich-Erzähler an einer Stelle des zweiten Teils „Der lange Abschied“, „daß man nicht mehr so nach und nach leben kann wie der Grüne Heinrich ... Wenn ich von ihm lese, dann ergeht es mir geradeso wie ihm selber, als er einmal, unter stillen Waldsäumen liegend, innig das schäferliche Vergnügen eines vergangenen Jahrhunderts empfand; so empfinde auch ich bei seiner Geschichte das Vergnügen an den Vorstellungen einer anderen Zeit, in der man noch glaubte, daß aus einem nach und nach ein andret werden müsse und daß jedem einzelnen die Welt offenstehe“<sup>46)</sup>.

<sup>43)</sup> Th. Fontane. Nymphenburger Taschenbuch-Ausgabe in 15 Bänden, München 1969, Bd. 14, S. 109 f. u. S. 115 f.

<sup>44)</sup> Gottfried Keller, Werke, Atlantis-Ausgabe, 2 Bde., Zürich 1951, 1. Bd., S. 267 f.

<sup>45)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 21), 9. Teil, S. 228.

<sup>46)</sup> Frankfurt a. M. 1972, S. 142.

Zur Diskontinuität im geschichtlichen Wechsel der ästhetischen Systeme kommt für die Gegenwartsliteratur hinzu, daß sie auch ihrer eigenen Intention nach nicht mehr „ästhetisch“ rezipiert werden will. Die inhaltlichen Beziehungen, der „Stoff“, sowie die außerkünstlerischen Wirkungen und der Aufweis gerade einer Diskrepanz von Form und Inhalt, von Geist und Sinnlichkeit, Intellektualität und Sexualität stellen sich als bevorzugte Orientierungshilfen für Wertkriterien heraus.

Als Gegenbeispiel sei hier eine Formulierung der Ästhetik Hegels angeführt, mit der dieser die geschlossene Form der klassischen Tragödie bestimmte: „Die wahre Entwicklung besteht nur in dem Aufheben der Gegensätze als *Gegensätze*, in der Versöhnung der Mächte des Handelns, die sich in ihrem Konflikte wechselseitig zu negieren streben. Nur dann ist nicht das Unglück und Leiden, sondern die Befriedigung des Geistes das letzte, insofern erst bei solchem Ende die Notwendigkeit dessen, was den Individuen geschieht, als absolute Vernünftigkeit erscheinen kann und das Gemüt wahrhaft sittlich beruhigt ist: erschüttert durch das Los der Helden, versöhnt in der Sache“<sup>47)</sup>.

Eben diese „Versöhnung“, „Befriedigung des Geistes“ und „sittliche Beruhigung“ des Gemüts sind genau die Effekte, die nach der Intention des zukunftsorientierten Gegenwartschriftstellers unter keinen Umständen mehr hervorgebracht werden dürfen, das heißt nicht in unserer Zeit und in unserer heillosen, von so zahlreichen, sich immer mehr vervielfältigenden inhumanen Zwängen beherrschten, vergesellschafteten Welt. Es kommt im Gegenteil darauf an, die mehr oder weniger verdeckten Dissonanzen in aller Deutlichkeit sichtbar zu machen, damit sie zum stimulierenden Antrieb werden, ihren Ursachen in der gesellschaftlichen und politischen Gegenwart handelnd entgegenzutreten.

Ende 1966 hat eine Rede des Züricher Literaturhistorikers Emil Staiger einen Skandal ausgelöst, der für das hier in Frage stehende Problem symptomatisch ist. In seiner Rede „Literatur und Öffentlichkeit“ hatte Staiger ein Verdikt über zeitgenössische Schriftsteller ge-

sprochen, eine „heute über die ganze westliche Welt verbreitete Legion von Dichtern, deren Lebensberuf es ist, im Scheußlichen und Gemeinen zu wühlen“. Und Staiger hatte dagegen gestellt: „In welchen Kreisen verkehren sie? Gibt es denn heute etwa keine Würde und keinen Anstand mehr, nicht den Hochsinn eines selbstlos tätigen Mannes, einer Mutter, die Tag für Tag im stillen wirkt, das Wagnis einer großen Liebe oder die stumme Treue von Freunden? Es gibt dies alles nach wie vor. Es ist aber heute nicht stilgerecht.“<sup>48)</sup>

Die empörte Reaktion gerade der deutschsprachigen Schriftsteller von Rang entzündete sich an der völligen Verkennung ihrer Intentionen und ihres Engagements in der Auseinandersetzung mit den spezifischen sozialen und öffentlichen Problemen der Gegenwart, nicht etwa daran, daß es in Wirklichkeit überhaupt nicht mehr gebe, was Staiger gedichtet sehen möchte. Aber das zeitlose „Allgemein-Menschliche“ ist diesen Autoren suspekt geworden, zu allgemein und leer, verschwommen und unpräzise, um die je besondere und bestimmte gesellschaftliche Wirklichkeit des technischen Zeitalters, mit der sie konfrontiert sind, noch fassen zu können<sup>49)</sup>.

<sup>48)</sup> Der ganze Fall ist als „Der Zürcher Literaturstreit“ dokumentiert in den Heften 22/1967 und 26/1968 der Zeitschrift „Sprache im technischen Zeitalter“. Zitat: Heft 22/1967, S. 94 f.

<sup>49)</sup> Die fortdauernde Unsicherheit der Gegenwartschriftsteller im Selbstverständnis ihrer politischen und sozialen Funktion, ihr aggressives Schwanken zwischen politischem Engagement und Narrenfreiheit, kritischem Anspruch und faktischer Ohnmacht, zwischen Selbstüberschätzung und Selbstverstümmelung untersucht E. Lämmert, „Über die öffentliche Verantwortung des Schriftstellers“: „Es hat sich gezeigt, daß die Krisis der schönen Literatur keineswegs wie ein unverhoffter Schicksalsschlag über die kunstliebende Bevölkerung komfortabler Länder hereingebrochen ist, sondern daß diese Bevölkerung mit Eifer und Beharrlichkeit, nicht weniger aber auch die Schriftsteller selbst in zunehmend selbstkritischer Verantwortung, diese Krisis herbeigeführt haben. Die Sache steht nun so, daß vielfach gerade die auf herkömmliche Bildungsvorstellungen eingeschworenen Schichten ... die Kunst gegen die abtrünnigen Schriftsteller verteidigen, während deren fortdauernde Unsicherheit über ihre Rolle in der Gesellschaft sich ... periodisch in immer verbisseneren, gleichwohl aber literarisch anmutigen Nekrologen auf die schöne Literatur äußert. Fest steht allerdings, daß auch eine solche Frontstellung noch indirekt bedingt ist, ja sich nur erhalten kann durch die relative Autonomie gegenüber der Gesellschaft, die die

<sup>47)</sup> G. W. F. Hegel, *Ästhetik*, hrsg. v. F. Bassenge, mit einem einf. Essay v. Georg Lukács, Berlin 1955, S. 1087.

Die harmonische Gestaltung des „Wahren, Guten und Schönen“, wie vertieft und dem Leiden abgerungen auch immer, kann nicht mehr ästhetischer Wertmaßstab der Gegenwart sein, ebensowenig wie das, was die bürgerlichen poetischen Realisten des 19. Jahrhunderts die „verklärende“ und „läuternde“ künstlerische Darstellung des Wirklichen genannt haben<sup>50)</sup>.

Staigers Verkenntung hat letztlich ihren Grund in einer unreflektierten übergeschichtlichen Anwendung geschichtlich bedingter Wertkriterien auf schriftstellerische Werke, die sich unter andere, die Gesetze ihrer eigenen Zeit gestellt und damit selbst wieder dem geschichtlichen Wechsel ausgeliefert und unterworfen haben. „Nicht in einem festen Kanon darf das Urteil des Kritikers gründen, der die Entwicklungslinien gegenwärtiger Dichtung zu erkennen und zu beurteilen sucht, sondern allein in der bewußten und ständigen In-Frage-Stellung jedes denkbaren Kanons vor der Neuheit der poetischen Form“, so sagte Sebastian Neumeister 1970 in seiner Schrift „Poetizität“ als Antwort auf die Preisfrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung: „Wie kann ein Urteil über heutige Gedichte gefunden werden?“ „In der Überwindung der soeben noch geltenden Maßstäbe liegt die einzige Chance, ein Urteil über heutige Lyrik zu finden. Es ist immer auch ein Urteil über uns selbst.“<sup>51)</sup>

Um sich unmißverständlich vom traditionellen ästhetischen und metaphysischen Ideal des geweihten und erhabenen Dichters abzugrenzen, legen moderne Autoren Wert darauf, sich herausfordernd und bewußt schockierend selbst als „Stückeschreiber“, „Textemacher“ oder „Liedermacher“ zu bezeichnen, als „Worturheber“, „Literaturproduzenten“, „recherchierende Schriftsteller“, „Graphomanen“ und „Alphabetisierer“, ja als „multimediale Wortproduzenten“. Und ihre nächsten Arbeitspläne nennen sie „Kreativität im kurzfristigen Realisierungsbereich“. Ihre schriftstellerische Tendenz geht, vielfach auch programmatisch, auf „anti-elitäre“ Breitenwirkung. Die aufstörende, Ärgernis erregende Kritik an der Ordnung, am Bestehenden, an

---

Schriftsteller seit zwei Jahrhunderten errangen und verteidigten.“ In: Poesie und Politik. Zur Situation der Literatur in Deutschland, hrsg. v. W. Kuttenkeuler, Bonn 1973, S. 49 f.

<sup>50)</sup> Vgl. z. B. Fontane, a. a. O. (vgl. Anm. 43), Bd. 14, S. 110 u. S. 114.

<sup>51)</sup> S. Neumeister, Poetizität, Heidelberg 1970, S. 58 f.

der Unverbindlichkeit des Kunstschönen, an verfestigten Tabus gilt als literarischer Wert, und entsprechend aufgewertet sind die dazu als tauglich befundenen formalen Mittel, sei es der Persiflage, der Provokation, der Agitation.

Auch hier sollen — als Gegenstück zu den skizzierten Modellvorstellungen der traditionellen Poetik und in ähnlicher Verkürzung — einige Kategorien genannt werden, an denen sich angesichts der literarischen Wirklichkeit, sofern sie auf der Höhe der Zeit steht und den objektiven Geschichtsprozeß mitentscheidet, die gegenwärtige Werttheorie zu orientieren hat. Es sind Kategorien sowohl des Inhalts als der außerkünstlerischen Wirkung und der Form. Auf weiten Strecken stellt sich die indirekte oder direkte aggressive Kritik an den herrschenden, als inhuman und änderungsbedürftig erkannten sozialen Verhältnissen als angestrebter literarischer Wert dar. In Frage gestellt werden vorzugsweise die etablierten Institutionen des Staatsapparates, der Kirchen und Konfessionen, der bürgerlichen Ordnung, das bürgerliche Tugendsystem insgesamt, soziale Tabus und Konventionen. Zu literarischen Qualitäten aufgewertet erscheinen infolgedessen Entlarvung, Bloßstellung, Desillusionierung, Verweigerung des Einverständnisses und der Anpassung, Destruktion von scheinhafter Harmonie und distanzierter Überparteilichkeit, von Einstimmigkeit und Ausgleich.

„Die Faszination, die Brecht immer wieder hat“, so hat Max Frisch einmal gesagt, und das möge hier als ein Beleg für viele gelten, an denen die veränderte literarische Wertorientierung kenntlich zu machen ist, „schreibe ich vor allem dem Umstand zu, daß hier ein Leben wirklich vom Denken aus gelebt wird ... Seine Haltung ... ist die tägliche Anwendung jener denkerischen Ergebnisse, die unsere gesellschaftliche Umwelt als überholt, in ihrem gewaltsamen Fortdauern als verrückt zeigen, so daß diese Gesellschaft nur als Hindernis, nicht als Maßstab genommen werden kann; Brecht verhält sich zur Zukunft.“

Hans Magnus Enzensberger hat sich aus diesem Grunde nichts Geringeres als „die politische Alphabetisierung Deutschlands“ vorgenommen. Seine These: „Wer Literatur als Kunst macht, ist damit nicht widerlegt, er kann aber auch nicht mehr gerechtfertigt werden.“<sup>52)</sup> Auch Dieter Wellershoff wertet

---

<sup>52)</sup> Poesie und Politik (vgl. Anm. 49), S. 326 f.



die Literatur am Maßstab ihrer verändernden Kraft. Sie „versucht den Leser zu irritieren, ihm die Sicherheit seiner Vorurteile“ zu nehmen, indem sie „die gewohnten Schemata der Erfahrung angreift und verändert“. Aber dieser zeitgenössische Schriftsteller sieht seine Aufgabe zugleich selbstkritisch, wenn er sagt: „Die authentische Literatur richtet sich gegen die etablierten Schemata und ständig fortschreitend auch immer gegen sich selbst.“<sup>53)</sup> Günter Grass bekennt sich, als erklärter „Revisionist“, zu dem Satz aus Büchners „Danton“: „Die Revolution muß aufhören, und die Republik muß anfangen“; aber gerade darum nimmt er auch für sich als Schriftsteller in Anspruch: „Ich werde nicht vergessen, ich werde mich nicht gewöhnen.“<sup>54)</sup> Und Siegfried Lenz versteht die literarisch produktiven Zeitgenossen als „engagierte Mitwisser“. „In unserer Welt“, so schrieb er 1962, „wird auch der Künstler zum Mitwisser — zum Mitwisser von Rechtlosigkeit, von Hunger, von Verfolgung und riskanten Träumen... Es scheint mir, daß seine Arbeit ihn erst dann rechtfertigt, wenn er seine Mitwisserschaft zu erkennen gibt, wenn er das Schweigen nicht übergeht, zu dem andere verurteilt sind.“<sup>55)</sup>

Ob nun aus unmittelbares oder mittelbares aktivistisches Engagement, direkte oder indirekte Gesellschaftskritik, ungeduldig-revolutionär oder im Schneckentempo (so Grass) vorangetriebene Veränderung unserer gesellschaftlichen Umwelt abgezielt wird — gemeinsam ist den Gegenwartsautoren die erkenntnisthungrige Unzufriedenheit mit dem Überkommenen und Bestehenden, die Überzeugung, daß nicht Hingabe, Zutrauen und Glauben, sondern daß nur der kritische Zweifel, daß nur der Unglaube Berge versetzt. Sie wollen die unübersehbar gewordene, verstellte, dem Einwirken und Mitbestimmen des einzelnen entzogene Wirklichkeit der eigenen Zeit mit ihren Zwängen und Möglichkeiten testen, immer wieder neu befragen, *recherchieren* (Enzensberger spricht ausdrücklich von „recherchierte Literatur“), wollen Aus-

künfte einholen und vermitteln, verschleierte oder verharmloste Widersprüche aufdecken, sind versessen aufs Bewußtmachen, auf soziale, politische und sprachliche „Sensibilisierung“. Und das Schreiben des Schriftstellers verstehen sie als Wirklichkeitsexploration und als Expedition in eine noch unerschlossene, lebenswertere menschliche Zukunft.

Literatur in diesem Selbstverständnis intendiert bei den vielen die Verunsicherung im Gewohnten zum Zwecke der Humanisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen aller. Die fortdauernde kritische Reflexion gegenüber dem Bestehenden und die politisch-soziale Sensibilität haben höheren Kurswert als die vermittelnde Reproduktion überkommener Werte, die im Gegenteil ihrerseits stets neu zu überprüfen sind. Angestrebt ist die Darstellung von Konflikten ohne harmonisierende Lösungsangebote, Kritik von Vorurteilen jedweder Herkunft, Aufzeigen von Leiden, Gewalt, Aggressivität und Brutalität, die politisch, ökonomisch oder sozialpsychologisch bedingt sind. Das Dekuvrieren von Ausbeutung und Unterdrückung des Menschen durch den Menschen in jeder Form, von Diffamierung und Repression der Sexualität durch unkritisiert fortlebende bürgerliche Konventionen und gesetzliche Bestimmungen, durch überholte (und widerlegte), aber weiter herrschende Moralvorstellungen, die ungeschminkte Schilderung der alltäglichen Arbeitswelt unter den Bedingungen der modernen Technik und ökonomischen Systeme haben den Vorzug vor musterbildlichen Gestaltungen gelungenen oder bewältigten Lebens, die unter Verschleierungsverdacht stehen. Alle mitgeteilten Impulse, seien sie intellektueller, emotionaler oder sinnlicher Art — keineswegs die ausgleichende Synthese des Geistig-Sinnlichen —, sofern sie den Anstoß geben können zur offenen Diskussion ungelöster Probleme und Widersprüche, zu kritischem Nachdenken und Handeln, liegen im erklärten Interessenbereich der Literatur als Literatur.

Das bedeutet jedoch nicht den Verzicht auf Form und Artistik, vielmehr dient die Artistik als Organ, das außerkünstlerische Engagement kritisch und aktivistisch zu artikulieren. Der bedeutendste Repräsentant und Regisseur des engagierten politischen Theaters in Deutschland, Erwin Piscator, hat sich noch 1966, im Rückblick, mit Entschiedenheit gegen die Unterstellung einer Vernachlässigung des Artistischen verwahrt: „Was soll da die Erwähnung von ‚poetischen Gehalten des Kunst-

<sup>53)</sup> Ebd., S. 336 f.

<sup>54)</sup> Ebd., S. 341, S. 344 u. S. 403.

<sup>55)</sup> Rede aus Anlaß der Verleihung des Bremer Literaturpreises (1962), S. 282. — Auffällig ist die Häufigkeit, mit der hier überall der Begriff der „Rechtfertigung“ wiederkehrt. Das verunsicherte Selbstbewußtsein (der Schriftsteller wie der Literaturwissenschaft) hat zu einer permanenten Theoriekonjunktur geführt und die Literaturtheorie auf weiten Strecken zu einer Rechtfertigungslehre gemacht. Vgl. auch die Anm. 49.

werks', die ich 'eliminiert' hätte? Als wäre ich ein Feind der Poesie. Ich war nur gegen das 'Poetische', wenn ein Autor sich seiner bedient, um es sich leicht zu machen; ich lehne mich auf gegen 'Poesie', wenn statt ihrer präzise Angaben gefragt sind." <sup>56)</sup> Selbst ein so dezidiert revolutionär-marxistischer Zeitgenosse wie Peter Weiss — Autor des „Marat/Sade“ — fügte 1965 seinem konfirmativen Bekenntnis zu einer „revolutionären Kunst in einer revolutionären Gesellschaftsordnung“ erläuternd hinzu, „daß gerade in einer sozialistischen Gesellschaft... auch jene Kunst ihren Platz haben soll, die nach einer neuen Sprache sucht und sich dabei auch Laboratoriumsversuche leisten kann. Ich sehe darin ebensowenig den Ausdruck eines Privilegs, wie Experimente auf dem Gebiet der Wissenschaft Privileg sind. Jedes Mitglied der Bevölkerung... kann teilnehmen an den Entdeckungen neuer künstlerischer Ausdrucksformen" <sup>57)</sup>.

Formal bekundet sich der Widerstand, die engagierte Verweigerung, in der Zerschlagung des schönen Scheins, in der Aufsprengung des in sich gerundeten Ganzen, in der Negation der Kongruenz von Form und Inhalt, in den bewußt resultatlosen Episoden und offenen Schlüssen. Er zeigt sich als Vorliebe für das Experiment, für das isolierte Herausarbeiten von Modellsituationen, als Emanzipation des Details gegenüber dem kompromittierten „Ganzen“, als neue Art einer exzentrischen ästhetischen Sensibilität, als bewußte artistische Artikulation des Disparaten. Zum *künstlerischen Selbstverständnis* der neuen Literatur gehört paradoxer-, aber konsequenterweise, daß sie *nicht mehr Kunst sein will*, daß sie zwar dezidiert dem Menschen und der Gesellschaft, doch *keinesfalls mehr der Kunst um ihrer selbst willen dienen* soll.

„Ich erwarte von der Literatur ein Zerbrennen aller endgültig scheinenden Weltbilder“, schrieb Peter Handke Ende der sechziger Jahre unter dem Titel „Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms“: „Und weil ich erkannt habe, daß ich selber mich durch die Literatur ändern konnte, daß ich durch die Literatur erst bewußter leben konnte, bin ich auch überzeugt, durch meine Literatur andere ändern zu können... Weithin wird mißachtet, daß eine einmal gefundene Methode, Wirklichkeit

zu zeigen, buchstäblich ‚mit der Zeit‘ ihre Wirkung verliert... Unreflektiert verwendet, steht sie der Gesellschaft nicht mehr kritisch gegenüber, sondern ist einer der Gebrauchsgegenstände der Gesellschaft geworden.“ <sup>58)</sup>

Genau diese Erkenntnis und Voraussetzung aber war es, unter der die Klassikergeneration im 18. Jahrhundert der Kunst und Literatur ihre Autonomie und Unabhängigkeit von jeder Bevormundung erkämpfte, als sie aus dem „Gebrauchsgegenstand“ das selbstzweckliche und „in sich selbst vollendete“ Kunstwerk entwickelte. Denn in eben diesem autonomen Kunstwerk spiegelte sich der Anspruch des Menschen, des zum Selbstbewußtsein erwachenden bürgerlichen Menschen, nicht mehr „Gebrauchsgegenstand“, Werkzeug und Mittel zum Zweck, sondern „Zweck sein selbst“, ein unter Absehung von seinem Nutzen und seiner Verwertbarkeit „in sich selbst vollendetes Ganzes“ zu sein <sup>59)</sup>.

Dazu gehörte nun allerdings, daß sich der zweckfreie „schöne Schein“ der Kunst nicht mit der Wirklichkeit verwechselte, sondern als „aufrichtiger Schein“ bekannte. Schiller hat das immer wieder betont und im Wallenstein-Prolog so knapp und präzise wie möglich formuliert, wenn er dort der Dichtkunst nachsagt, daß sie „das düstre Bild Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst Hinüberspielt, die Täuschung, die sie schafft, Aufrichtig selbst zerstört und ihren Schein Der Wahrheit nicht betrüglich unterschiebt“ <sup>60)</sup>.

Um die „aufrichtige“ Absonderung der Poesie von der Wirklichkeit ging es Schiller. Das entscheidende Kriterium der klassischen Poetik war immer wieder, eine klare Grenzlinie zu ziehen zwischen der Kunst und der Wirklichkeit, „die Markung in Acht“ <sup>61)</sup> zu neh-

<sup>56)</sup> Peter Handke, Prosa, Gedichte etc., Frankfurt a. M. 1969, S. 264 f.

<sup>57)</sup> Der „Freiraum“ der Kunst und Literatur — denpolitischen und gesellschaftlichen Zwängen und Erfordernissen zugleich weit unterlegen und weit überlegen — und die darin mitgarantierte „Selbstzwecklichkeit“ des Menschen erscheint in der Tat — und insoweit ist B. von Wiese voll zuzustimmen — unverzichtbar. Dieser Freiraum ist freilich durchaus nichts Unpolitisches, Individuelles und Privates, kein „Kulturgut“ von klassischer Dignität; er ist vielmehr ein Politikum ersten Ranges, jederzeit gewaltsam abschaffbar und nicht durch Erhaltung und Festschreibung, sondern nur durch dauerndes Fortschreiten zu retten, das heißt aber durch Bewegung und Veränderung.

<sup>58)</sup> A. a. O. (vgl. Anm. 4), 5. Bd., S. 9.

<sup>61)</sup> Ebd., 12. Bd., S. 107.

<sup>56)</sup> E. Piscator, Schriften, hrsg. v. L. Hoffmann, Berlin 1968, 1. Bd., S. 267.

<sup>57)</sup> Brief an die Frankfurter „Neue Kritik“ vom 12. Dez. 1965.

men. Diese strenge Sonderung der Bereiche geschah aber nicht nur im Dienste der Kunst, sondern auch zum Wohle der Wirklichkeit. Denn, so meinte Schiller, der Mensch „kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frei zu machen“. Das heißt doch, daß hier auch die Wirklichkeit vor der Entstellung, vor dem ideologischen Zugriff durch den „unreinen“, „unaufrichtigen“ Schein geschützt werden sollte. „Aufrichtig“ ist dieser nur, wenn er sich „von allem Anspruch auf Realität ausdrücklich lossagt“; heuchelt er Realität, so ist er „nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken und kann nichts für die Freiheit des Geistes beweisen“<sup>62</sup>).

Diese Gefahr aber, den Anspruch auf Realität zu erheben, die bloßgestellte, kompromittierte Wirklichkeit, die doch immer eine im „Schein“ der Literatur ideologisch aufbereitete Wirklichkeit ist, als „Realität“ auszugeben, ist das Risiko im Selbstverständnis der modernen Gegenwartsliteratur — und auch der Literaturwissenschaft. Es wird zur verspielten Chance da, wo diese „die Täuschung, die sie schafft“, nicht aufrichtig selbst zerstört, sondern ihren Schein der Wirklichkeit „betrüglich unterschiebt“, wo sie alles durchschaut, entlarvt, „hinterfragt“ und relativiert, nur nicht den eigenen Standort und die Mitverantwortung auch für nicht gewollte Konsequenzen. Dann ist die Wirklichkeit nicht vom Schein befreit, vielmehr hat sich im Anspruch auf „außerästhetische“ Realität der „betrügli- che Schein“ als „realistische“ Suggestion durch die Hintertür wieder eingeschlichen — zum Zwecke einer ganz bestimmten Veränderung in einer ganz bestimmten ideologischen Richtung. Solch „zivilisiertes Rebellentum“ entspreche dann — seitenverkehrt — ziem-

lich genau dem von Heine so heftig attackierten „zivilisierten Goethentum“.

Was die „Aufrichtigkeit“ betrifft — denn auch der „Schein“ der Kunst ist ein Medium der Erkenntnisvermittlung, ein Organ der Wahrheitsfindung —, so hat vor Schiller kaum ein anderer Aufklärer so entschieden darauf bestanden wie der „sozial“ und „politisch bewegte“ Lessing. „Ich weiß nicht,“ schrieb dieser 1770, und wir dürfen und sollten zum gegenwärtigen Zeitpunkt dabei auch an den Fall Solschenizyn denken, „ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz, oder gar nicht, zu lehren . . . und die Gaben, welche dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben, oder, wenn er sie erworben, nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrtümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will.“<sup>63</sup>)

Wir verstellen uns durchaus den Blick, wenn wir die Relation Klassizität und Modernität nur in einer Richtung sehen und nicht auch mit umgekehrten Vorzeichen. Zu solcher doppelten Betrachtung ist freilich ein Perspektivenwechsel erforderlich. Denn sie setzt ein historisches Bewußtsein voraus, ein Bewußtsein, dem sowohl gewärtig bleibt, daß das Neue und Gegenwärtige zugleich immer das künftig Alte und Gewesene ist, wie auch, daß das Klassische und Vergangene uns nicht nur als das Alte überliefert, sondern zugleich auch aufbewahrt ist als das zurückgelassene Neue, will sagen: gewesene Modernität.

<sup>62</sup>) Ebd., 12. Bd., S. 107 f.

<sup>63</sup>) Ankündigung des Berengarius-Werks. In: Lessing, Ges. Werke in zehn Bdn., hrsg. v. Paul Rilla, 2. Aufl. Berlin 1968, 7. Bd., S. 323 f.

# Lebenshilfe in Illustrierten und Regenbogenpresse?

## 1. Blätter für Millionen

Über Inhalte und (erhoffte oder befürchtete) Wirkungen bestimmter Massenmedien kann man nur dann einigermaßen zuverlässige Aussagen treffen, wenn man sich zuvor über die jeweilige Reichweite und Zusammensetzung der Leserschaft<sup>1)</sup> unterrichtet. Am Anfang einer Betrachtung über ‚Lebenshilfe in Illustrierten und Regenbogenpresse‘ sind deshalb einige Daten über die Reichweiten der auflagestärksten aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften unerlässlich. Im Zusammenhang werden an entsprechender Stelle noch einige Informationen über die Zusammensetzung der Leserschaft dieser Blätter folgen.

Die fünf auflagestärksten aktuellen Illustrierten — BUNTE, NEUE REVUE, QUICK, STERN und WELTBILD — zusammen erreichen etwa 37 Prozent der Bevölkerung über 14 Jahre. Das heißt, daß mehr als jeder dritte Erwachsene wöchentlich zumindest eine dieser Illustrierten liest. Mit 9,4 Millionen Lesern erreicht der Spitzenreiter unter ihnen, der STERN, allwöchentlich fast 20 Prozent der erwachsenen Bundesbürger. Die Reichweite der sechs auflagestärksten unterhaltenden Wochenzeitschriften — HEIM UND WELT, DAS NEUE BLATT, NEUE POST, NEUE WELT, WOCHENEND und 7 TAGE — zusammen liegt im gleichen Zeitraum bei 22 Prozent. Das bedeutet, daß mehr als jeder fünfte Bundesbürger über 14 Jahre allwöchentlich zumindest zu einem dieser sogenannten ‚Regenbogen-‘ oder ‚Soraya-Blätter‘ greift. An der Spitze dieser Gattung steht die NEUE POST mit wöchentlich 4,2 Millionen Leserinnen und Lesern, d. h. einer Reichweite von 8,8 Prozent der erwachsenen Bevölkerung in der Bundesrepublik.

Die tatsächliche Reichweite der ‚Regenbogenpresse‘ dürfte eher über als unter diesen Zahlen liegen, da diese Blätter — ob zu Recht oder zu Unrecht wird später noch zu belegen

sein — gemeinhin als bevorzugte Lektüre von weniger Gebildeten, Frauen und Angehörigen unterer sozio-ökonomischer Schichten gelten. Anders als bei den teureren und aktuelleren Illustrierten handelt es sich eben bei den billigeren und mehr unterhaltenden Wochenzeitschriften um keine ‚Prestige-Zeitschriften‘. Man ist gemeinhin geneigt anzunehmen, daß dahinter eher ein dummer als ein kluger Kopf steckt. Namentlich unter Intellektuellen, Männern und Angehörigen der oberen sozio-ökonomischen Schichten ist deshalb der Prozentsatz derjenigen, die — danach befragt — aus Prestigegründen die Wochenendpresse nicht nennen, größer als der Prozentsatz derer, die die Lektüre anderer Titel verleugnen<sup>2)</sup>. Es fällt vergleichsweise schwerer, sich einem Interviewer gegenüber gerade als Leser von Blättern der ‚Soraya-Presse‘ zu bekennen. Was der Literatursoziologe Robert Escarpit einmal über das Buch schrieb, gilt im übertragenen Sinn sicher auch für dieses Genre: „Es ist immer in jeder Weise peinlich, einen literarischen Geschmack einzugestehen, der in bezug auf das soziale Milieu ‚deklariert‘, ob er nun zu grob oder zu verfeinert ist. In den meisten Fällen fällt es schon sehr schwer, sich selbst diesen Geschmack einzugestehen“<sup>3)</sup>.

## 2. Das Rezept zum ‚Erfolg‘

Angesichts der enormen Reichweiten von Illustrierten und Wochenendzeitschriften liegt natürlich die Frage nahe, was diese Blätter in breiten Schichten so lesenswert erscheinen läßt. Ist es — im Falle der ‚Regenbogenpresse‘ und mancher Illustrierten — die (wie manche Kulturkritiker und Freizeitpädagogen meinen) skrupellose Anpassung an die ‚primitiven‘ apolitischen Unterhaltungs- und Weltfluchtbedürfnisse der breiten Massen? Handelt es sich im Falle der Illustrierten um die vom Fernsehen begünstigte Eskalation eines neuen Analphabetentums, welches das Wesentliche

<sup>1)</sup> Entsprechende Angaben nach der Media-Analyse, Berichtsband, herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft Media-Analyse e. V. Frankfurt a. M. 1973.

<sup>2)</sup> Wolfgang Hinz, Die Leserschaften der Wochenendpresse, in: ZV+ZV, 1968, Nr. 47—48.

<sup>3)</sup> Robert Escarpit, Das Buch und der Leser, Köln, Opladen 1961, S. 25.

auf das optisch Mitteilbare reduziert? Oder stecken dahinter nicht elementare, wenn auch in einzelnen Schichten und Gruppierungen unterschiedlich ausgeprägte menschliche Bedürfnisse, die — im Rahmen des gesetzlich Zulässigen — zu befriedigen nicht nur ein legitimes, sondern sogar verpflichtendes Anliegen der Massenmedien im allgemeinen und der Presse im besonderen ist?

Damit ist die Frage nach den Bedürfnissen des Lesers und den Aufgaben der Presse gestellt. Wie immer man es beurteilen mag: aktuelle Illustrierte und unterhaltende Wochenzeitschriften werden in erster Linie sicher deshalb gekauft und gelesen, weil sie einer Vielzahl elementarer menschlicher Bedürfnisse entgegenkommen<sup>4)</sup>: problemlose Unterhaltung, vorübergehende Flucht aus der Wirklichkeit, Entspannung von der Arbeitswelt, Klatsch, Neugier, Ersatz für soziale Kontakte, praktisch-seelische Lebens- und Orientierungshilfe, Information, Bildung und Meinungsbildung. Daß dabei Bildung und Politik — wie verschiedentlich betroffen konstatiert wurde — in diesen Blättern im allgemeinen nur eine untergeordnete Rolle spielen, ist nur bedingt als ein Indiz dafür zu verwenden, daß sich deren Leser überhaupt nicht dafür interessieren. Nur wählen viele von ihnen, wie man aus empirischen Erhebungen ziemlich genau weiß, dafür eben andere Medien: Tages- oder Wochenzeitungen, kritische Magazine, entsprechende Rundfunk- und/oder Fernsehprogramme. Die genannten Illustrierten und Wochenzeitschriften entsprechen in z. T. recht unterschiedlicher Mischung und Akzentuierung diesen Bedürfnissen; ihre Leserschaften sind deshalb — wie noch darzulegen sein wird — keineswegs identisch. Die Palette ist zu bunt, als daß man allgemeinverbindliche Aussagen über die Illustrierten und die ‚Regenbogenpresse‘ und ihre Leser(innen) machen könnte. Das Spektrum umfaßt sowohl politisch engagierte, gelegentlich sogar ausgesprochen aggressive (z. B. STERN und QUICK) als auch fast apolitische Illustrierte (z. B. die BUNTE). Von den unterhaltenden Wochenzeitschriften stellen die einen mehr den alten Adel (z. B. DAS NEUE BLATT), die anderen mehr den jungen Sex (z. B. WOCHENEND) in Text und Bild in den Vordergrund.

<sup>4)</sup> Dazu im einzelnen Peter Kaupp, Massenmedien und ‚Soraya-Presse‘. Eine soziologische Analyse, Hamburg 1969, Kap. 14 ff., und Peter Kaupp, Die schlimmen Illustrierten. Massenmedien und die Kritik ihrer Kritiker, Düsseldorf, Wien 1971, S. 31 ff.

### 3. Ein breites Angebot an Lebenshilfe

Trotz aller Unterschiede zwischen den aktuellen Illustrierten und der ‚Regenbogenpresse‘ gibt es aber wohl doch einige Gemeinsamkeiten, die deren Verbreitung wenn nicht ganz, so doch z. T. miterklären dürften. Dazu gehört sicher der in den letzten Jahren schon vom Umfang her deutlich gewachsene Anteil derjenigen Beiträge, die sich mit praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe befassen. Dieser Trend wird auch dadurch verdeutlicht, daß sich das Angebot von Zeitschriften, die sich auf einzelne Bereiche dieser Lebens- und Orientierungshilfe (z. B. Autofahren, Erziehung, Do-it-yourself, Essen und Trinken, Haushalt, Gesundheit, Mode, Sex und Partnerschaft, Geldanlage, Wohnen) spezialisiert haben, deutlich vergrößert hat. Auch die Zunahme entsprechender Fernsehsendungen (z. B. ARD Ratgeber, ZDF Bilanz) und Rundfunkbeiträge liefert dafür ein Indiz.

Die aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften offerieren heute ein breit aufgefächertes Angebot an praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe. Was Jürgen Habermas (wenn auch in anderem Zusammenhang) von den Massenmedien im allgemeinen schreibt, gilt für die Illustrierten und Regenbogen-Blätter im besonderen: Sie empfehlen sich als „Adressaten für persönliche Nöte und Schwierigkeiten, als Autoritäten der Lebenshilfe: sie bieten reichlich Gelegenheit zur Identifikation — zu einer Art Regeneration des privaten Bereichs aus dem bereitgestellten Fond öffentlicher Ermunterungs- und Beratungsdienste“<sup>5)</sup>. „Von wesentlicher Anziehungskraft“, schreibt Günter Hegele von den Illustrierten, „dürfte schließlich alles sein, was sich unter dem Stichwort Lebenshilfe zusammenfassen läßt“<sup>6)</sup>. Auch wenn Kritiker „Thematik und journalistischen Stil der Illustrierten kritisieren, unbestritten bleibt, daß sie mit ihrem psychischen Service einem weitverbreiteten Leserbedürfnis entsprechen“<sup>7)</sup>. Wie Peter Jordan unterstreicht auch Kurt Koszyk die Lebenshilfe-Funktion der Illustrierten: „It is significant for individual pe-

<sup>5)</sup> Jürgen Habermas, Strukturwandel der Öffentlichkeit, Berlin, Neuwied 1965<sup>2</sup>, S. 189. Über die erstaunliche Wirkung publizistischer Lebenshilfe berichtet, aufgrund empirischer Studien, Elisabeth Noelle, Die Wirkung der Massenmedien, in: Publizistik 5, 1960, S. 532 ff.

<sup>6)</sup> Günter Hegele, Werden wir genormt? Umgang mit Massenmedien, Gütersloh 1965, S. 60.

<sup>7)</sup> Peter Jordan, Presse und Öffentlichkeit, Frankfurt a. M., Berlin, München 1970, S. 60.

ople as for society in general whether advice and tips on fashions, cosmetics and personal hygiene really supply the assistance to human problems or help people to find their way" <sup>8)</sup>.

Leseranalysen der Regenbogenpresse <sup>9)</sup> zeigen, daß das redaktionelle Angebot weitgehend den Wünschen der Leser(innen) entspricht. Stärker als ‚Interview‘, ‚Dokumentarbericht‘ oder ‚Reportage‘ kennzeichnet der ‚praktische Ratschlag‘ die gesamte Gattung der unterhaltenden Wochenzeitschriften. Dazu gehören Beiträge in Form von Tips und Hinweisen für die alltägliche Praxis in Familie, Haushalt, Beruf usw. Im Vordergrund stehen dabei ‚Probleme der zwischenmenschlichen Beziehungen‘ — vor allem solche zwischen Mann und Frau, weniger solche mit Verwandten, Freunden, Bekannten, Berufskollegen, Geschäftsleuten, Institutionen usw. Es folgt der gleichermaßen ‚hilfreiche‘ Themenbereich ‚Populärwissenschaft‘, d. h. besonders allgemeinverständliche medizinische Beiträge. Zum Themenbereich ‚Haushalts- und Familienprobleme‘ zählen Haus, Garten, Küche, Kochen und Wohnung, ferner die Beziehungen zwischen den Eltern, Eltern und Kindern sowie sonstige Familienbeziehungen. Unter den ‚individuellen Lebensproblemen‘ überwiegen in der Regenbogenpresse — dem Anteil an der Leserschaft entsprechend — natürlich diejenigen der Frau, viel weniger solche des Mannes und des Kindes. „Mögen zwar die Probleme eines Haushalts... für Außenstehende trivial erscheinen“, schreibt der Soziologe Erwin K. Scheuch, „ein wirksamer Austausch über solche Fragen hat ... durchaus die latente Funktion, die Solidarität der Familie zu erhöhen und über sachliche Fragen den menschlichen Kontakt zu verstärken“ <sup>10)</sup>.

Die meisten redaktionellen Beiträge in den aktuellen Illustrierten und unterhaltenden

<sup>8)</sup> Kurt Koszyk, The ‚Illustrierten‘-German Reader's Favourite Glossies, in: Gazette, 1969, No. 1, S. 19.

<sup>9)</sup> S. Das Neue Blatt. Eine psychologische Standortbestimmung. Im Auftrag der Abteilung Marktforschung und -planung des Verlagshauses Axel Springer & Sohn (Hamburg) durchgeführt von der ASK Gesellschaft für Sozial- und Konsumforschung Knuth & Co., Hamburg 1967/68, und Das Neue Blatt, Jasmin, Wochenend, Neue Post, Frau im Spiegel. Inhaltsanalyse. Im Auftrag der Abteilung Marktforschung des Heinrich Bauer-Verlags Hamburg durchgeführt von der ASK Gesellschaft für Sozial- und Konsumforschung Knuth & Co., Hamburg 1969.

<sup>10)</sup> Erwin K. Scheuch, Soziologie der Freizeit, in: René König (Hg.), Handbuch der Empirischen Sozialforschung, Bd. 2, Stuttgart 1969, S. 785.

Wochenzeitschriften erfüllen gleichzeitig mehrere Funktionen, besonders Information, Unterhaltung und praktisch-seelische Lebens- und Orientierungshilfe. Die ‚praktische Hilfe‘ besteht in der Übermittlung und dem Angebot von Kenntnissen, Verhaltensweisen und Techniken zur Überwindung von Alltagsproblemen. Die ‚seelische Hilfe‘ liegt vorwiegend in der psychologischen Unterstützung durch Ratschläge und/oder Beispiele zum Zwecke der Bewältigung schwieriger seelischer Situa-

#### INHALT

1. Blätter für Millionen
2. Das Rezept zum ‚Erfolg‘
3. Ein breites Angebot an Lebenshilfe
4. Hilfe in einer immer komplizierter werdenden Umwelt
5. Lebenshilfe als Anpassung
6. Orientierung an bestimmten Schichten und Gruppierungen
7. Aber kein Ersatz für den Experten

tionen (z. B. Liebes- und Eheprobleme, Aufklärung, Schwangerschaft und Geburt).

Da sich die aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften im Rahmen ihres Angebots an ‚Orientierungshilfe‘ auch der Hobbys und Steckenpferde annehmen, seien an dieser Stelle auch zu deren sozialer Funktion einige Bemerkungen eingefügt. Die von ihnen ausgehende Befriedigung beruht darauf, daß sie den individuellen Neigungen und Interessen entsprechen, also ganz auf die persönlichen Wünsche abgestellt sind. „Insofern bieten Hobbys und Steckenpferde echte Individualisierungschancen“ <sup>11)</sup>. Ihr Hauptkennzeichen liegt darin, daß sie in ‚freier Zuwendung‘ ausgeübt werden; damit dienen sie weder der Existenzsicherung noch sind sie sonstwie primär resultativ orientiert <sup>12)</sup>. Erich Weber hat darauf hingewiesen, daß die Beschäftigung mit persönlichen Liebhabereien dem „Konformitätsdruck und dem Nivellierungssog der modernen Gesellschaft“ entgegenwirken und dem einzelnen helfen könne, sich seine eigene Welt zu schaffen <sup>13)</sup>. „In

<sup>11)</sup> Erich Weber, Das Freizeitproblem. Anthropologisch-pädagogische Untersuchung, München, Basel 1963, S. 258.

<sup>12)</sup> Dieter Hanhardt, Arbeiter in der Freizeit, Stuttgart 1964, S. 46.

<sup>13)</sup> Weber, a. a. O., S. 262.

this semijutalitarian, semidisinterested activity, they are masters of the work they do", schreibt Joffre Dumazedier in seinem Werk über die Freizeitgesellschaft, „whatever profits there may be are theirs alone; they have the feeling they are the ‚boss‘. Isn't this, at least in part, a reaction to the subordinate position they suffer in the big company?“<sup>14)</sup>. Besonders für alte Menschen, die nicht mehr im Erwerbsleben stehen, ist es wichtig, daß ihre Freizeit noch einen Inhalt besitzt. Durch das Hobby gelingt es außerdem dem einzelnen, zumindest auf einem eng spezialisierten Gebiet zur Kennerschaft zu gelangen, ohne auch hier ‚aus zweiter Hand‘ leben zu müssen (wobei die weitgehend industrialisierte Do-it-yourself-Bewegung diese Ansätze allerdings schon wieder in Frage gestellt hat). Helmut Schelsky sieht für das Publikum im ‚Hobbyismus‘ und der damit verbundenen Reduktion der Stofffülle die einzige Möglichkeit zur Bemächtigung der Gegenwartskultur<sup>15)</sup>. „Vor allem können die Hobbys und das ‚Do-it-yourself‘“, so betont Erich Weber, „Kompensationsfunktionen gegenüber den Einseitigkeiten und Belastungen des Erwerbslebens erfüllen... Hobbys und Steckenpferde eröffnen ganz generell eine Zufluchtsstätte im Unglück und eine Ausweichwelt vor dem Druck der Lebenssorgen“<sup>16)</sup>.

#### 4. Hilfe in einer immer komplizierter werdenden Umwelt

Die ‚Blattmacher‘ der Regenbogenpresse und einiger Illustrierter verfolgen eine Doppelstrategie der Lebenshilfe. Um den Leser nicht der vollen Härte der Wirklichkeit auszusetzen, wird entweder die Wirklichkeit verharmlost dargestellt (‚Prinzip der heilen Welt‘) oder die gedankliche Flucht aus der Wirklichkeit in eine Wunsch- oder Traumwelt angeboten (‚Escape‘-Funktion). Gegenüber dieser ‚irrationalen‘ Lebenshilfe stellen die praktischen Ratschläge und Hilfestellungen so etwas wie die ‚rationale‘ Ausprägung des Lebenshilfeprogramms dar. Tips und Hinweise zur Bewältigung alltäglicher Lebensprobleme ermöglichen es dem Leser, diese Probleme rational zu bewältigen. Er ist nicht mehr so hoffnungslos den Lebensproblemen ausgelie-

fert. Das Material der Massenmedien „serves as a source of advice concerning real-life problems“<sup>17)</sup>.

Für die rationale Bewältigung der bedrängenden Alltagsprobleme aller Art sind praktische Hilfen desto unerläßlicher, je komplizierter sich die Zusammenhänge in der Umwelt gestalten. Da die Umwelt auf allen Bereichen die Tendenz zur ‚Verkomplizierung‘ aufweist, ist damit zu rechnen, daß das Bedürfnis nach Hilfe — wo immer man es sucht — in Zukunft eher zu- als abnimmt. Für rigorose Kritiker ist allerdings das von der Illustrierten-Presse offerierte ‚Lebenshilfekonzept‘ nichts anderes als ein „Instrument zur Verhaltenssteuerung des Volkes“. Derartige Lebenshilfe bedeutet z. B. für Ralf Zoll und Eike Hennig zugleich eine „Entdemokratisierung der Gesellschaft, weil sie dem Menschen prinzipiell die Möglichkeit abspricht, selbständig seine Existenz zu bestimmen... Das Konzept der ‚Lebenshilfe‘ ... tendiert ... die Manipulation des Menschen im Sinne derjenigen, die ‚Lebenshilfe‘ erteilen“<sup>18)</sup>.

Die Wirklichkeit sieht etwas anders aus. Auch die Kritiker der Illustriertenpresse können nicht übersehen, daß technische und soziale Neuerungen für die Betroffenen einen ständigen Lernprozeß und damit eine fortwährende Umstellung und Anpassung an die in vielfältiger Weise sich verändernde Umwelt bedeuten. Die geistige Auseinandersetzung mit der Gegenwartskultur ist äußerst schwierig und anspruchsvoll. Man denke nur an die modernen Werke der Kunst und Literatur, an die neuesten Erkenntnisse der Philosophie und Physik, die so spezialisiert, abstrakt und voraussetzungsreich sind, daß ohne gründliche Vorbildung und eingehende Studien weder ein Zugang zu gewinnen noch eine innere Aneignung möglich ist<sup>19)</sup>. Um diesen Wandlungsprozessen nicht völlig hilflos ausgesetzt zu sein, gibt es für verschiedene Gruppierungen und soziale Schichten verschiedene Institutionen, die verbindliche Verhaltensweisen und stabilisierende Lebenshilfen anbieten. Das Gefühl, mit diesen Anpassungsschwierig-

<sup>17)</sup> Joseph T. Klapper, *The Effects of Mass Communication*, Glencoe, Ill. 1960, S. 204.

<sup>18)</sup> Ralf Zoll und Eike Hennig, *Massenmedien und Meinungsbildung. Angebot, Reichweite, Nutzung und Inhalte der Medien in der BRD*, München 1970, S. 152 f.

<sup>19)</sup> Vgl. dazu Arnold Gehlen, *Die Seele im technischen Zeitalter. Sozialpsychologische Probleme in der industriellen Gesellschaft*, Reinbek 1957, S. 24 ff.

<sup>14)</sup> Joffre Dumazedier, *Toward a Society of Leisure*, New York, London 1967, S. 75.

<sup>15)</sup> Helmut Schelsky, *Die skeptische Generation*, 4. Aufl. Düsseldorf, Köln 1960, S. 357.

<sup>16)</sup> Weber, a. a. O., S. 263.

keiten nicht allein gelassen zu werden und durch die Massenmedien eine gewisse stabilisierende Lebens- und Orientierungshilfe zu erhalten, vermittelt sicher ein gewisses Selbstvertrauen und eine beruhigende Verhaltenssicherheit. Wilmont Haacke hat mit Recht darauf hingewiesen, daß hinsichtlich einer praktischen Lebenshilfe sämtliche neueren den beiden älteren Kommunikationsmitteln — Zeitung und Zeitschrift — in immer breiterem Ausmaß gefolgt sind. „Es handelt sich schließlich um eine höchst segensreiche Rezeptur“<sup>20)</sup>. Ob dieses Lob so uneingeschränkte Geltung beanspruchen darf, wird später noch zu zeigen sein. Wenden wir uns zunächst kurz der Frage zu, ob Lebenshilfe — was auch immer man darunter verstehen mag — überhaupt zu den Aufgaben einer ernst zu nehmenden Publizistik gehört.

## 5. Lebenshilfe als Anpassung

Nicht ohne Überheblichkeit sehen viele Intellektuelle auch heute noch in der Presse in erster Linie eine dem ‚Wohl des Ganzen‘ (Gemeinschaft, Staat, Demokratie) verpflichtete ‚moralische‘ oder ‚Bildungsanstalt‘. Information im Sinne praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe für den einzelnen und Unterhaltung gehören so gesehen nicht zu den legitimen Aufgaben der Presse, allenfalls — wie es Walter Hagemann einmal für die Unterhaltung formuliert hat — „gleichsam nur durch Zufall in die publizistische Symbiose hineingeraten nur ‚unter den Strich der Zeitung“<sup>21)</sup>.

Stärker als gegenüber anderen Massenkommunikationsmitteln ist einem großen Teil der Presse (und hier vor allem den unterhaltenen Wochenzeitschriften und den Illustrierten) von seiten vieler Kulturkritiker, Freizeitpädagogen und Journalisten ‚im höheren Dienst‘ der Vorwurf gemacht worden, daß sich diese, anstatt das erweiterte Publikum zur Kultur und politisch-sozialen Verantwortung hinzuführen, skrupellos konsumorientiert den Unterhaltungs- und (vorgeblichen oder tatsächlichen) Lebenshilfe-Bedürfnissen der Massen angepaßt habe. „Massenkultur“,

schreibt Jürgen Habermas, „erwirbt sich ihren zweifelhaften Namen eben dadurch, daß ihr erweiterter Umsatz durch Anpassung an die Entspannungs- und Unterhaltungsbedürfnisse von Verbrauchergruppen mit relativ niedrigem Bildungsstandard erzielt wird, anstatt umgekehrt das erweiterte Publikum zu einer in ihrer Substanz unversehrten Kultur heranzubilden“<sup>22)</sup>.

Eine solche Kritik und Aufgabenstellung übersieht zweierlei: einmal die beschränkten Möglichkeiten einer ‚positiven‘ Beeinflussung (der ja im Grunde genommen die gleichen Grenzen gesetzt sind, wie bei einer ‚negativen‘ Beeinflussung; in beiden Fällen werden die Einflußmöglichkeiten im allgemeinen erheblich überschätzt), zum anderen aber auch Aufgabe und Ziel der Massenmedien. Der Zeitungswissenschaftler Otto Groth z. B. hat es einmal als das Ziel des Journalisten bezeichnet, „dem Publikum das für das Publikum, das stofflich und deshalb praktisch für dessen Zwecke Bedeutsame zu vermitteln, nicht ihm selbst persönlich am Herzen Liegendes aufzudrängen, nicht das Publikum in seine, des Journalisten, Anschauung und Überzeugung hineinzuzwingen. Immer ist der Journalismus Diener, nicht Herr des Publikums“<sup>23)</sup>. Gerade engagierte Journalisten wollen das oft nicht einsehen. Sie sehen sich als ‚Erzieher‘ zu mehr Demokratie, Bildung, Kultur usw. „und verfallen dem Irrtum, daß diese gutgemeinte Erziehung durch propagandistische Publizistik zu bewerkstelligen sei“<sup>24)</sup>. Mit Recht haben Glotz und Langenbucher darauf hingewiesen, daß der Begriff ‚Anpassungsjournalismus‘ in diesem Zusammenhang zu undifferenziert und deshalb unbrauchbar ist. „Anpassung — das ist auch Einstellung auf den Leser, Eingehen auf seine Probleme, Berücksichtigung seiner Bedürfnisse als ein Moment journalistischer Arbeit. Gerade wer die bestehenden Verhältnisse verändern will, muß diese Anpassung leisten, um überhaupt gehört zu werden“<sup>25)</sup>.

<sup>20)</sup> Habermas, a. a. O., S. 182. Im gleichen Sinn Egon Becker: „... noch niemals haben sich Zeitungen so würdelos nach den Wünschen, ja nach den Begierden eines Teiles des Publikums gerichtet. Da ist eine ungeheuer schädliche Hörigkeit auf Gegenseitigkeit eingerissen“ (hier zitiert nach Wilmont Haacke, Die Illustrierten in der Kritik, in: Publizistik 2, 1957, S. 139).

<sup>21)</sup> Otto Groth, Die unerkannte Kulturmacht, Bd. 1, Berlin 1960, S. 577.

<sup>22)</sup> Peter Glotz und Wolfgang R. Langenbucher, Der mißachtete Leser. Zur Kritik der deutschen Presse, Köln, Berlin 1969, S. 31.

<sup>23)</sup> Glotz und Langenbucher, a. a. O., S. 13.

<sup>20)</sup> Wilmont Haacke, Die Spielgärten der Erwachsenen. Zur Soziologie der Unterhaltung in den Massenmedien, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 1969, S. 547.

<sup>21)</sup> Walter Hagemann, Grundzüge der Publizistik, Münster i. W. 1947, S. 44.



Leserschaft ausgewählter aktueller illustrierter und unterhaltender Wochenzeitschriften (pro Ausgabe, in Prozent)

|  |   | Bevölkerung ab 14 Jahre | wö BUNTE | wö NEUE REVUE | wö QUICK | wö STERN | 14tägl. WELTBILD | aktuelle Illustrierte | wö HEIM UND WELT | wö DAS NEUE BLATT | wö NEUE POST | wö NEUE WELT | wö WOCHENEND | wö 7 TAGE | unterh. Wochenzeitschriften |    |
|--|---|-------------------------|----------|---------------|----------|----------|------------------|-----------------------|------------------|-------------------|--------------|--------------|--------------|-----------|-----------------------------|----|
| Geschlecht                               | Männer  | 47                      | 45       | 50            | 50       | 51       | 51               | 49                    | 34               | 35                | 35           | 41           | 54           | 41        | 41                          |    |
|  | Frauen  | 53                      | 55       | 50            | 50       | 49       | 49               | 51                    | 68               | 65                | 65           | 59           | 46           | 59        | 49                          |    |
| Hausfrauen                               |   | 47                      | 48       | 44            | 44       | 43       | 40               | 45                    | 62               | 56                | 55           | 52           | 40           | 49        | 51                          |    |
| Altersgruppen (Jahre)                    | 14—19   | 10                      | 9        | 11            | 11       | 10       | 14               | 10                    | 3                | 10                | 10           | 9            | 11           | 12        | 10                          |    |
|  | 20—29   | 16                      | 16       | 22            | 19       | 21       | 19               | 20                    | 10               | 14                | 14           | 15           | 25           | 16        | 16                          |    |
|  | 30—39   | 20                      | 20       | 23            | 21       | 23       | 16               | 22                    | 16               | 18                | 18           | 18           | 26           | 18        | 19                          |    |
|  | 40—49   | 15                      | 16       | 15            | 16       | 16       | 16               | 16                    | 15               | 16                | 15           | 16           | 16           | 16        | 15                          |    |
|  | 50—59   | 14                      | 14       | 13            | 14       | 13       | 13               | 13                    | 14               | 14                | 15           | 16           | 11           | 15        | 14                          |    |
|  | 60—69   | 16                      | 15       | 11            | 13       | 12       | 14               | 13                    | 28               | 18                | 18           | 18           | 8            | 16        | 16                          |    |
|  | 70 und mehr                                   | 9                       | 8        | 5             | 6        | 5        | 8                | 6                     | 14               | 9                 | 11           | 8            | 3            | 8         | 9                           |    |
| monatliches Haushaltsnettoeinkommen (DM) | bis 600                                       | 6                       | 4        | 3             | 3        | 3        | 4                | 4                     | 11               | 6                 | 6            | 4            | 2            | 5         | 6                           |    |
|  | 600 bis 800                                   | 6                       | 5        | 4             | 4        | 4        | 5                | 4                     | 9                | 7                 | 7            | 7            | 3            | 6         | 7                           |    |
|  | 800 bis 1 000                                 | 9                       | 8        | 7             | 7        | 6        | 6                | 7                     | 12               | 10                | 11           | 12           | 7            | 9         | 10                          |    |
|  | 1 000 bis 1 500                               | 28                      | 26       | 28            | 27       | 25       | 25               | 27                    | 27               | 28                | 29           | 29           | 33           | 31        | 30                          |    |
|  | 1 500 bis 2 000                               | 24                      | 24       | 25            | 25       | 25       | 25               | 25                    | 21               | 24                | 22           | 23           | 25           | 24        | 23                          |    |
|  | 2 000 bis 2 500                               | 14                      | 17       | 18            | 19       | 19       | 17               | 17                    | 12               | 13                | 13           | 16           | 17           | 13        | 14                          |    |
|  | 2 500 und mehr                                | 12                      | 16       | 15            | 15       | 18       | 18               | 15                    | 8                | 12                | 12           | 8            | 13           | 11        | 11                          |    |
| eigener Beruf oder Beruf des Ernährers   | Inhaber, Leiter von Unternehmen, freie Berufe | 2                       | 2        | 2             | 2        | 3        | 2                | 2                     | 1                | 1                 | 1            | 1            | 1            | 1         | 1                           |    |
|  | kleinere und mittlere Selbständige            | 9                       | 13       | 11            | 12       | 12       | 13               | 11                    | 9                | 10                | 10           | 9            | 8            | 9         | 9                           |    |
|  | leitende Angestellte und Beamte               | 8                       | 8        | 7             | 9        | 12       | 12               | 10                    | 6                | 6                 | 5            | 6            | 4            | 6         | 5                           |    |
|  | sonstige Angestellte und Beamte               | 32                      | 36       | 35            | 36       | 39       | 36               | 37                    | 34               | 33                | 32           | 30           | 29           | 32        | 31                          |    |
|  | Facharbeiter                                  | 21                      | 19       | 24            | 21       | 18       | 16               | 20                    | 18               | 21                | 20           | 26           | 31           | 26        | 24                          |    |
|  | sonstige Arbeiter                             | 17                      | 14       | 15            | 13       | 10       | 12               | 13                    | 19               | 17                | 20           | 19           | 23           | 18        | 20                          |    |
|  | Landwirte                                     | 5                       | 3        | 3             | 3        | 2        | 6                | 3                     | 3                | 4                 | 4            | 1            | 2            | 3         | 3                           |    |
| Ausbildung                               | Volksschule ohne Lehre                        | 32                      | 26       | 25            | 23       | 19       | 27               | 23                    | 38               | 34                | 38           | 34           | 31           | 35        | 36                          |    |
|  | Volksschule mit Lehre                         | 41                      | 44       | 48            | 47       | 43       | 40               | 44                    | 44               | 45                | 43           | 48           | 54           | 47        | 46                          |    |
|  | Mittelschule                                  | 21                      | 24       | 32            | 23       | 28       | 24               | 25                    | 16               | 18                | 17           | 16           | 13           | 16        | 17                          |    |
|  | Abitur-Hochschule-Universität                 | 6                       | 6        | 5             | 6        | 10       | 9                | 8                     | 2                | 2                 | 2            | 2            | 2            | 2         | 2                           |    |
| Wohnortgröße (Einwohner)                 | bis 5 000                                     | 28                      | 25       | 25            | 24       | 21       | 38               | 24                    | 26               | 13                | 7            | 3            | 14           | 36        | 27                          |    |
|  | 5 000 bis 20 000                              | 15                      | 16       | 15            | 15       | 13       | 16               | 15                    | 26               | 15                | 8            | 3            | 14           | 35        | 15                          |    |
|  | 20 000 bis 50 000                             | 8                       | 9        | 9             | 8        | 8        | 6                | 8                     | 29               | 16                | 8            | 2            | 12           | 33        | 8                           |    |
|  | 50 000 bis 100 000                            | 3                       | 2        | 3             | 3        | 3        | 2                | 3                     | 17               | 13                | 9            | 2            | 13           | 45        | 2                           |    |
|  | 100 000 bis 500 000                           | 12                      | 13       | 12            | 13       | 13       | 15               | 13                    | 28               | 14                | 9            | 2            | 11           | 35        | 12                          |    |
|  | 500 000 und mehr                              | 34                      | 35       | 36            | 37       | 42       | 23               | 38                    | 29               | 13                | 10           | 3            | 11           | 34        | 35                          |    |
| sozioökonomische Schichten               | oben  | I                       | 4        | 6             | 5        | 6        | 7                | 6                     | 5                | 2                 | 5            | 4            | 3            | 4         | 5                           | 3  |
|  |   | II                      | 14       | 16            | 17       | 18       | 18               | 17                    | 17               | 13                | 16           | 14           | 15           | 16        | 15                          | 14 |
|  |   | III                     | 25       | 28            | 28       | 29       | 32               | 28                    | 29               | 23                | 23           | 22           | 21           | 22        | 20                          | 22 |
|  |   | IV                      | 24       | 23            | 26       | 24       | 22               | 23                    | 24               | 22                | 24           | 26           | 29           | 30        | 27                          | 26 |
|  |   | V                       | 19       | 17            | 17       | 16       | 14               | 15                    | 16               | 20                | 20           | 19           | 21           | 21        | 21                          | 21 |
|  |   | VI                      | 8        | 6             | 5        | 5        | 5                | 5                     | 5                | 13                | 8            | 9            | 7            | 4         | 7                           | 8  |
|  | unten   | VII                     | 7        | 3             | 3        | 3        | 3                | 7                     | 3                | 7                 | 5            | 5            | 4            | 3         | 5                           | 5  |

Quelle: Media-Analyse 1973 (Media-Micro-Census GmbH Frankfurt a. M.)

## 6. Orientierung an bestimmten Schichten und Gruppierungen

Da sich Zeitungen und Zeitschriften stärker als Rundfunk und Fernsehen an bestimmte Gruppen und Schichten der Gesellschaft wenden, bedeutet Anpassung auch, daß deren Inhalte — also auch die Lebenshilfe, soweit sie auf diesem Wege sinnvoll geboten werden kann — den spezifischen Bedürfnissen dieser Gruppierungen und Schichten entsprechen müssen. Man darf nicht in den Fehler verfallen, bestimmte Presseerzeugnisse und ihre Inhalte nur deshalb abzulehnen oder ihnen gar eine ‚schädliche Wirkung‘ beizumessen, weil man selbst nichts dafür übrig hat, sondern andere Zeitschriften und Interessengebiete (oder zwar die gleichen Interessengebiete, aber in anderer Darstellungsform) bevorzugt. Die Blätter der Illustrierten- und Regenbogenpresse sind auch im Hinblick auf ihr Angebot an praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe unübersehbar schichten- und gruppen-spezifisch ausgerichtet. Das heißt, daß die offerierten Themenbereiche je nach Zusammensetzung der Leserschaft unterschiedlich sind oder zumindest — wo es sich um die gleichen Themenbereiche handelt — doch in anderer Form dargeboten werden.

In diesem Zusammenhang kurz ein Blick auf die unterschiedliche Struktur der Leserschaft der einzelnen aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften (s. Tabelle). Im Vergleich zur Gesamtbevölkerung werden die genannten Illustrierten (mit Ausnahme der BUNTEN) mehr von Männern, die genannten Wochenzeitschriften (mit Ausnahme von WOCHENEND) mehr von Frauen gelesen. Hausfrauen bevorzugen ganz eindeutig die Blätter der Regenbogenpresse — ausgenommen wiederum WO-

CHENEND — und von den Illustrierten nur die BUNTE. Was das Alter der Leser(innen) betrifft, so werden die Illustrierten (besonders STERN und NEUE REVUE) mehr von Jüngeren, vor allem den 20—39jährigen, als von Älteren (relativ wenige unter den über 60jährigen), die Wochenendzeitschriften dagegen relativ gleichmäßig von allen Altersschichten gelesen. Eine Ausnahme bilden lediglich HEIM UND WELT, die von den über 60jährigen relativ häufig, und WOCHENEND, die in der gleichen Altersgruppe verhältnismäßig selten gelesen wird. Unter dem Gesichtspunkt des monatlichen Netto-Haushalts einkommens dominieren bei den Illustrierten die Leser in Einkommensgruppen über DM 1500,— (besonders QUICK und STERN), bei den Wochenendzeitschriften diejenigen mit weniger als DM 1500,— (besonders WOCHENEND und 7 TAGE). Beim Beruf der Illustriertenleser(innen) liegt der Anteil der Angestellten und Beamten über, derjenige der (Fach-)Arbeiter unter dem allgemeinen Bevölkerungsdurchschnitt (deutlich etwa bei STERN und WELTBILD). Bei den unterhaltenden Wochenzeitschriften ist das Verhältnis umgekehrt. Zur Regenbogenpresse (besonders WOCHENEND) greifen relativ viele (Fach-)Arbeiter. Außerordentlich aufschlußreich ist das Bildungsgefälle innerhalb der Leserschaft dieser Blätter. Mit höheren Bildungsabschlüssen steigt der Anteil der Illustriertenleser (vor allem beim STERN) und sinkt der Anteil der Leser von Blättern der Regenbogenpresse. Besonders hoch ist der Anteil der Leserinnen und Leser mit Volksschulabschluß ohne Lehre bei HEIM UND WELT sowie NEUE POST, mit Volksschulabschluß mit Lehre bei NEUE WELT und WOCHENEND. Jede Woche erreicht z. B. allein HEIM UND WELT jede

|             |   |
|-------------|---|
| Schicht I   | Alle, die dieser Schicht angehören, verfügen über ein Haushaltseinkommen über 3 000 DM. Hauptsächlich liegt mindestens Mittelschulbildung vor, viele Akademiker, leitende Angestellte, mittlere und größere Selbständige, freie Berufe.   |
| Schicht II  | In dieser Schicht liegt das Einkommen über 1 750 DM, in der Regel über 2 000 DM. Hauptsächlich Mittel- oder Oberschule, auch Berufe mit abgeschlossener Lehre. Angestellte, Beamte, auch Facharbeiter mit hohem Einkommen.  |
| Schicht III | Im Schwerpunkt Volksschule mit Lehre, Mittel- und Oberschule, kaum Akademiker, Angestellte, Beamte, Facharbeiter, kleine Selbständige. Einkommen über dem Durchschnitt, häufig über 2 000 DM.   |
| Schicht IV  | Überwiegend Volksschule mit Lehre, im Schwerpunkt Facharbeiter, auch angelernte Arbeiter und ausführende Angestellte. Einkommen leicht über dem Durchschnitt.   |
| Schicht V   | Im Schwerpunkt Volksschule mit Lehre, Arbeiter, Facharbeiter, ausführende Angestellte, auch untere Beamte. Einkommen um den Durchschnitt pendelnd, eher darunter.   |
| Schicht VI  | Überwiegend Volksschule ohne Lehre, Facharbeiter auch mit Lehre. Sonst Arbeiter, ausführende Angestellte und Landwirte. Bis auf Landwirte durchschnittliches Industriearbeiter-Einkommen (800 bis 1 000 DM), gelegentlich darunter, Landwirte mit überdurchschnittlichem Einkommen. |
| Schicht VII | Nur Volksschule ohne Lehre, im Schwerpunkt ungelernete und angelernte Arbeiter, Landwirte. Geringes Einkommen, nur Landwirte über 800 DM.   |

zweite Hausfrau mit Volksschulabschluß ohne Lehre (zum Vergleich: BUNTE 36 und STERN 28 Prozent). Der hohe Anteil an Leserinnen und Lesern mit Volksschulbildung ist nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, daß nach den Ergebnissen der Volkszählung von 1970 bei den Männern mit abgeschlossener Schul- (Hochschul-)Bildung 74,5 Prozent, bei den Frauen sogar 80,5 Prozent nur über einen Volks-(Berufs)schulabschluß verfügten<sup>86</sup>). Legt man die hier genannten Bildungs-, Berufs- und Einkommenskriterien einem sozio-ökonomischen Schichtungsmodell zugrunde, dann zeigt sich, daß die aktuellen Illustrierten mehr in den oberen als in den unteren, die unterhaltenden Wochenzeitschriften dagegen mehr in den unteren als in den oberen Rängen gelesen werden.

Diese Zahlen machen, wie wir glauben, zweierlei deutlich. 1. Das Angebot an praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe in den Blättern der Illustrierten- und Regenbogenpresse kann nicht generell, sondern nur unter Berücksichtigung der z. T. sehr unterschiedlichen Struktur der Leserschaft einigermaßen gerecht beurteilt werden. Unter diesem Gesichtspunkt enthält z. B. die überwiegend von Männern jüngerer Alters- und höherer Einkommens-, Bildungs- und Berufsschichten gelesene Illustrierte STERN andere oder zumindest doch anders aufgemachte Beiträge als z. B. die überwiegend von Frauen gesetzteren Alters- und niedrigerer Einkommens-, Bildungs- und Berufsschichten gelesene unterhaltende Wochenzeitschrift HEIM UND WELT. 2. Auch die von Leser(innen) höherer Einkommens-, Bildungs- und Berufsschichten bevorzugten Blätter können auf Beiträge zur Lebenshilfe nicht verzichten, auch wenn hier z. T. andere, meist jedoch zumindest anders gestaltete Themen im Vordergrund stehen. Kochrezepte, Reisetips, Fernsehprogramme, Beiträge über Sexualprobleme, Mode und Autos, ja sogar das vielgeschmähte Horoskop enthalten sowohl die einen als auch die anderen Blätter — vielleicht nicht zuletzt deshalb, das sei hier nur am Rande erwähnt, weil gerade der Bereich ‚Lebenshilfe‘ so ausgezeichnet in ausgedehnte Werbepiantagen hinüberleitet, daß die Grenzen zwischen Information und Inserat manchmal (z. B. bei den Modeseiten) kaum noch zu erkennen sind.

## 7. Aber kein Ersatz für den Experten

Das differenzierte Angebot an praktisch-seelischer Lebens- und Orientierungshilfe in aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften ist generell deshalb zu begrüßen, weil es ebenso differenzierten menschlichen Bedürfnissen entspricht und diese Bedürfnisbefriedigung zu den legitimen Aufgaben einer freien und vielfältig gegliederten Presse gehört. Das schließt jedoch — um es mit allem Nachdruck zu sagen — deutliche Einschränkungen in den Fällen, wo durch sogenannte ‚Lebenshilfe‘ mehr Schaden als Nutzen angerichtet werden kann, nicht aus. Zwar ist die Befürchtung von Wilmont Haacke<sup>87</sup>), daß — zumindest im Bereich der Medizin — hier Scharlatane für teures Geld schlechte, vergiftete Waren verkaufen („im Orient werden Händler, welche Menschen um des Geldverdienens willen mit gefälschtem Öl vergiftet haben, zum Tode verurteilt“, nicht mehr ganz zutreffend. Heute können sich die meisten größeren Zeitschriften für alle Bereiche der Lebenshilfe z. T. renommierte (und gut bezahlte) Experten leisten, so daß die anonyme Kummertante („Frau Erna rät...“) immer weniger in Erscheinung tritt. Trotzdem bleibt derart publizistische Lebenshilfe in jenen Bereichen, in denen wirkliche Hilfe nur durch fachmännische und individuelle Beratung oder Behandlung erfolgen kann (d. h. vor allem auf medizinischem, psychologischem, psychotherapeutischem und z. T. wohl auch juristischem und seelsorgerischem Gebiet) äußerst fragwürdig. Auch die sachkundigsten psychologischen Tests (soweit sich diese überhaupt in Schrift und/oder Abbildung sinnvoll durchführen lassen), juristischen Ratschläge (soweit diese überhaupt zulässig sind) und medizinischen Empfehlungen können in millionenfacher Auflage in Tausenden von Einzelfällen mehr schaden als nützen. Ein im Einzelfall befolgter falscher oder mißverständener Ratschlag kann — wie jeder einsehen wird — in diesen Bereichen weitaus ernstere Folgen haben als ein falsches Kochrezept, eine unpassende Modeempfehlung oder ein mißglückter Kosmetik-Vorschlag.

Wenn sich die publizistische Lebenshilfe gerade in jenen Bereichen so verhängnisvoll ausdehnen konnte, wo nur der Fachmann individuell sinnvoll helfen kann, dann ist das je-

<sup>86</sup>) Statistisches Bundesamt (Hg.): Statistisches Jahrbuch 1973, S. 83 (Umrechnung).

<sup>87</sup>) Wilmont Haacke, Massenmedien und Medizin, in: Publizistik, Festschrift für Emil Dovifat, Bremen 1960, S. 94.

doch sicher auch auf ein Versagen der dafür verantwortlichen Institutionen bzw. auf die Hemmungen breiter Schichten zurückzuführen, sich der Hilfe dieser Institutionen zu bedienen. „Eine Illustrierten-Redaktion erhält täglich bis zu 50 Briefe, die in Liebes- und Ehefragen Rat suchen“, schrieb Ulrich Beer 1968. „Das ist eine wesentlich größere Zahl von Fragestellern als bei den rund 45 evangelischen, 50 katholischen und 20 überkonfessionellen Eheberatungsstellen im ganzen Bundesgebiet zusammen“<sup>28)</sup>. Auch wenn es inzwischen mehr Eheberatungsstellen (sicher aber auch mehr Briefe an die Illustrierten-Redaktion) gibt — die Schlußfolgerung des Autors hat bis heute nichts an Gültigkeit verloren, „daß die Menschen sich von diesen zuständigen Stellen allein gelassen fühlen, daß die wirklichen Probleme, die mit der Geschlechtlichkeit verbunden sind, noch nicht so weit ins Blickfeld gerückt oder gar einer Lösung nahegebracht sind, daß man den Menschen sachgerecht und frei von gewissen Vorbehalten helfen kann und will“<sup>29)</sup>. Man mag z. B. gegen die NEUE REVUE heute einwenden was man will: das Verdienst, 1966 mit den Artikeln von Oswald Kolle in Deutschland die populäre Sexualaufklärung eingeleitet zu haben, ist ihr — nach dem Zeugnis anerkannter Sexualforscher<sup>30)</sup> und Publizistikwissen-

<sup>28)</sup> Ulrich Beer, *Jugend zwischen Sexualität und Sozialität*, Stuttgart 1968, S. 19.

<sup>29)</sup> Beer, a. a. O., S. 19.

<sup>30)</sup> Dazu s. Hans Giese (Hg.), *Aufklärung in Illustrierten? Beiträge zur Sexualforschung*, H. 44 Stuttgart 1968; zusammenfassend dazu Peter Kaupp, *Die schlimmen Illustrierten*, Düsseldorf, Wien 1971, S. 60 ff.

schaffler<sup>31)</sup> — nicht abzusprechen. Das Gebiet der sexuellen Aufklärung ist vielleicht ein schlechtes Beispiel für jene Bereiche, die sich für publizistische Lebenshilfe eignen, aber sicher ein gutes Beispiel für das erwähnte Versagen bzw. Nachhinken der Institutionen (in diesem Fall besonders der Kirchen und der Schule).

Fassen wir zusammen: 1. In den Fällen, wo sinnvolle Lebenshilfe nur individuell und von Fachleuten geleistet werden kann, dürfen alle davon betroffenen Institutionen nicht länger das Feld den Massenmedien überlassen. 2. Diese Institutionen müssen gleichzeitig in breiten Schichten das Bewußtsein wecken, daß man sich vertrauensvoll ihrer Hilfe bedienen kann. Für diese Vermittlung (nicht für die abschließende Bereitstellung) von Lebenshilfe sind gerade die unterschiedliche Schichten und Gruppierungen der Gesellschaft ansprechenden Zeitungen und Zeitschriften die geeigneten Medien. 3. In allen anderen Bereichen der (vorwiegend praktischen) Lebenshilfe haben gerade diese Massenmedien ein weites Betätigungsfeld, können sie die Arbeit evtl. vorhandener entsprechender Institutionen durchaus sinnvoll unterstützen. Im Rahmen der hier aufgezeigten Grenzen sind auch die aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften, gerade weil sie teilweise recht spezifische Leserschichten ansprechen, durchaus in der Lage, zu der in unserer Zeit immer dringender erforderlichen Lebenshilfe einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zu leisten.

<sup>31)</sup> Etwa Kurt Koszyk, a. a. O., S. 17: „Neue Revue“ is considered to be the vanguard of sexual education.“

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6/74, S. 3—19

Die Untersuchung geht aus von der Feststellung, daß die ästhetischen Wertmaßstäbe der klassisch-romantischen Zeit trotz zunehmender Einsicht in die Relativität aller — stets kultur- und sozialgeschichtlich bedingten — Normen bis heute fortleben. Zur kritischen Beurteilung dieses Sachverhalts faßt der erste Abschnitt die einflußreichsten Modellvorstellungen der klassischen Ästhetik am Beispiel Körners, Schillers, Humboldts, Moritz' und Goethes zusammen. Der zweite Abschnitt versucht sodann, die befreiende, emanzipatorische Kraft des klassischen Autonomiebegriffs der Kunst am Ausgang des 18. Jhs. aufzuzeigen, den darin mitformulierten Öffentlichkeitsanspruch und die dahinter stehende politische Konzeption. Neben Belegen aus den Werken der genannten Autoren wird auch das Deutschland-Buch der Mme. de Staël herangezogen.

Heines kritische Prophezeiung vom „Ende der Kunstperiode“ und Brechts Polemik gegen die „Einschüchterung durch die Klassizität“ sind Gegenstand der Überlegungen des dritten Abschnitts, der darlegen will, wie im Bildungsbürgertum des 19. Jhs. und bis in unsere Zeit der traditionelle Kunstbegriff infolge ungeschichtlicher Dogmatisierung seiner ursprünglichen Frische und Produktivität beraubt, aus seinem prozeßhaften Zusammenhang gelöst wurde und zu einem konservativen Kulturgut von klassischer Dignität erstarrte. Der vierte Abschnitt behandelt weiter die verarmende antithetische Aufspaltung der Literatur in „hohe Kunst“ einerseits und „niedere Gebrauchsliteratur“ andererseits, die zur Mythisierung des Dichters und der hohen Dichtung und zu einer verhängnisvollen Verengung des Literaturbegriffs führte. Als Beispiel für die sowohl außerkünstlerische wie eigengesetzliche Bedingtheit des Wandels literarischer Formen und Wertmaßstäbe bringt der fünfte Abschnitt eine vergleichende Gegenüberstellung von Rezeptionstexten bei Gottfried Keller und Peter Handke.

Zum abgrenzenden Vergleich mit den Modellvorstellungen der klassischen Kunstauffassung werden schließlich im sechsten Abschnitt die gegensätzlichen Wertungskriterien skizziert, wie sie sich aus dem Selbstverständnis zeitgenössischer Schriftsteller ergeben. Deren politisches, gesellschaftskritisches Engagement und die neue Artistik ihrer Formexperimente tendieren bei aller individuellen Verschiedenheit dahin, Kunst und Literatur nur noch außerkünstlerisch zu „rechtfertigen“, zwar dezidiert dem Menschen und der Gesellschaft, doch keinesfalls mehr der Kunst um ihrer selbst willen zu dienen. Für dieses Selbstverständnis einer „recherchierten Literatur“, das verunsichert zwischen Engagement und Narrenfreiheit, Aggressivität und Ohnmacht, zwischen Selbstüberschätzung und Selbstentwertung schwankt, fanden neben Frisch und Peter Weiss Autoren wie Enzensberger, Wellershoff, Siegfried Lenz, Grass und Handke als Beispiele Berücksichtigung. Der Schluß konfrontiert sodann den modernen Literaturbegriff und seinen politisch-gesellschaftlichen Anspruch noch einmal mit dem Öffentlichkeitsanspruch der klassischen Autonomie-Konzeption.

### **Peter Kaupp: Lebenshilfe in Illustrierten und Regenbogenpresse?**

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 6/74, S. 21—29

Die sogenannten aktuellen Illustrierten und unterhaltenden Wochenzeitschriften („Regenbogenpresse“) haben Woche für Woche ein Millionen zählendes Leserpublikum. Diese Blätter werden gelesen, weil ihr Inhalt elementaren menschlichen Bedürfnissen entspricht. Im Vordergrund stehen dabei weniger Information, Bildung oder Politik (dafür werden andere Medien genutzt) als problemlose Unterhaltung, vorübergehende Flucht aus der Wirklichkeit, Entspannung von der Arbeitswelt, Klatsch, Neugier, Ersatz für soziale Kontakte und nicht zuletzt praktisch-seelische Lebens- und Orientierungshilfe. Auch Lebenshilfe gehört angesichts der immer komplizierter und unübersichtlicher werdenden Umwelt zu den legitimen Aufgaben der Massenmedien. Gerade die vielfältig gegliederte Presse kann dabei unterschiedlich strukturierte ‚Zielgruppen‘ (im Falle der ‚Regenbogenpresse‘ z. B. überwiegend [Haus-]Frauen mit Volksschulbildung) ansprechen. Dort, wo wirkliche Hilfe nur durch fachmännische und individuelle Beratung oder Behandlung erfolgen kann, schadet jedoch derart publizistische Lebenshilfe mehr als sie nützt. Diese Fälle sind oft gleichzeitig ein Beleg für das Versagen bzw. ‚Nachhinken‘ der entsprechenden Institutionen (z. B. Kirchen, Schulen).